

6 Die theoretische Folie

Die folgenden drei Abschnitte (Strukturalität, Supplement und *différance*) eröffnen den Herausforderungshorizont, vor dem ich eine Theorie der Lernberatung sehe. Der Abschnitt zum apokryphen Subjekt zeigt, dass das in Erwachsenenpädagogik und Erziehungswissenschaft emphatisch vertretene zu Grunde gelegte Subjekt, nichts als nachträglich hinzugefügt ist und die Idealisierung dieses Subjekts als präsent zurückzuweisen ist. Die Verbindung zur Theorie der Lernberatung liegt meines Erachtens darin, dass in den Ansätzen zur Lernberatung genau dieses präsenste Subjekt vorausgesetzt oder zu erzeugen versucht wird, um ‚erfolgreich‘ beraten zu können. (Das wird in Kapitel 8 gezeigt.) Daran schließt der darauf folgende Abschnitt an. ‚Von der echten Kommunikation‘ handelt von der Widerspiegelung der Präposition des präsenten Subjekts in der Modellierung von Kommunikation. Die Lernberatungskommunikation wird als eine Kommunikation konfiguriert, in der ‚rein‘ (freiwillig) und ‚offen‘ (transparent) kommuniziert werden soll. Ich dagegen – und der Abschnitt zur echten Kommunikation führt das aus – gehe davon aus, dass es nicht angemessen ist, eine Theorie von einem spezifischen Idealfall her zu konstruieren. Da die Konzentration auf einen Spezialfall, wie der Idealfall genannt werden kann, alle anderen Fälle ausschließt und diese als Ausgeschlossene nur noch als Unfälle in den Blick rücken.

Der Abschnitt zur doppelten Geste der Dekonstruktion bereitet die methodologischen Überlegungen vor, die in die Darstellung des methodischen Vorgehens münden. Zugleich soll sich in diesem Abschnitt zeigen – auf der Grundlage der Vorhergehenden – dass die Dekonstruktion keine Metatheorie ist, die von Außen kommend an die Lernberatungstheorie angelegt wird, sondern immer schon Innen am Werk ist. Die Dekonstruktion selbst ist keine Theorie. Sie manifestiert sich in einem bestimmten Lektüreverfahren, mit dem ich die Texte zur Lernberatung untersuche. Dekonstruktion findet in diesen Texten schon statt.

Es lässt sich nun fragen, welcher Art die Dekonstruktion, die ich durchführe, ist. Handelt es sich um eine pädagogische Dekonstruktion der Lernberatung oder um eine dekonstruktive Pädagogik bzw. um dekonstruktive Lernberatung?¹ Ich unternehme keine pädagogische Dekonstruktion, da dies unterstellen würde, dass ich die Dekonstruktion pädagogisch durchführe. Das will ich gerade nicht, da mithilfe der Dekonstruktion ja gewissermaßen das ‚Pädagogische‘ dekonstruktiv in den Blick geraten soll. Ich betreibe auch keine dekonstruktive Lernberatung, da dieses Kompositum unterstellt, dass die Lernberatung dekonstruktiv genannt und durchgeführt werden könnte.

Grundlage der Dekonstruktion als Lektüreverfahren ist die ‚Grammatologie‘. Insofern könnte man sagen, dass diese Arbeit dem Anspruch folgt, die ersten Schritte zu einer ‚Grammatologie der Lernberatung‘ zu unternehmen. Was aber heißt nun ‚Grammatologie‘? Die Grammatologie ist die Wissenschaft von der Schrift. Schrift meint hier aber nicht einfach das geschriebene Wort, insbesondere nicht das geschriebene Wort als Ersatz für das gesprochene Wort. Die Grammatologie als Wissenschaft von der Schrift kalkuliert mit einem Zeichen, das nicht identisch ist mit dem semiotologischen Zeichen. Sie kalkuliert mit einem Zeichen, das, weil es Zeichen ist, nicht einfach identisch, gegenwärtig sein kann. Als Zeichen – und de Saussure legt diesen Zeichenbegriff zugrunde – ist es Element eines Systems von Differenzen ohne positive Elemente. Das Zeichen ist also im engeren Sinne keine Positivität, sondern eine Differenz, ein Unterschied und als solcher ein Verweis, eine Beziehung, Spur. Dieses System von Differenzen, so die These der ich in meiner Arbeit folge, ist durch eine Qualität gekennzeichnet, die ‚Strukturalität der Struktur‘ genannt wird. Mit dieser Qualität wiederum ist nichts anderes beschrieben, als die Möglichkeit des andauernden Austauschs von Zeichen und Positionen. Sogar im Zentrum von Strukturen, also an dem Ort, von dem aus Strukturen organisiert und geordnet werden, dem Ort von dem aus das Prinzip der Struktur zu regieren scheint, findet dieser dauernde Austausch statt. In der Folge verlieren diese Zentren ihren Status als Ursprung oder Grund – in einem vollen und ganzen Sinn – und sie werden zu Supplementen, zu einem Ersatz und einem Zusatz zugleich. Das was im abendländischen und damit auch im pädagogischen Denken als Fixpunkt gelten konnte, wie immer auch der Name solcher Fixpunkte war, wird damit verunsichert. Dem Prinzip – und das ist der nicht einfache Ersatz des metaphysischen Ordnungsdenkens – wird etwas vorausgestellt, das kein Prinzip ist, sondern die Möglichkeit des Prinzips: die *différance*. Dabei gilt die *différance* nicht als neues Zentrum, neues Superprinzip oder neues Gott-Wort, sondern bezeichnet den gespaltenen Grund über dem sich Zentrum, Prinzip oder Gott-Wort entwickeln.

1 Zur ‚dekonstruktiven Pädagogik‘ vgl. auch Fritzsche et al. 2001.

Auf einer erkenntnistheoretischen, epistemologischen Ebene, hat diese Position erhebliche Reichweite, die auch den Möglichkeitsraum pädagogischer und erziehungswissenschaftlicher Aussagen betrifft. Der poststrukturalistische Herausforderungshorizont, vor dem die erwachsenenpädagogischen Lernberatungskonzeptionen – als Teil des pädagogisch-erziehungswissenschaftlichen Diskurses – stehen, ist gekennzeichnet durch die Spaltung und Dissemination (Zerstreuung) des Fundaments, von dem aus pädagogisch-erziehungswissenschaftliche Aussagen produziert werden können. Das eben Beschriebene hat ebenso bestimmte Implikationen für die Formulierung von theoretischen ‚Positionen‘ und Aussagen. Eine Position einzunehmen bedeutet in gewisser Weise immer die Strukturalität der Struktur neutralisieren zu wollen. Dies ist auf der Ebene des (erwachsenen-)pädagogischen Handelns permanent nötig – was aber gleichzeitig dazu führt, dass diese Neutralisation auf Dauer, in der Zeit, sich immer wieder selbst aufhebt. Auf der Ebene der Theorieproduktion ist es grammatologisches Programm, die Strukturalität der Struktur eben nicht zu neutralisieren, sondern ihre Neutralisation umzukehren und sie dann offen zu halten. Dazu setze ich die Dekonstruktion als Lektüerverfahren ein.² Mit dem Ergebnis, dass ich nicht einfach sagen kann: Lernberatung ist dies, Lernberatung ist das. Die Grammatologie der Lernberatung produziert sozusagen nomadische Theoriepositionen, die je nach Kontext variieren müssen.

6.1 Von der Tiefe zur Struktur

„Es gibt also Ordnung. Doch dieser ‚vernünftige Grund‘ ist ein ‚Untergrund‘, der von denen nicht bemerkt wird, deren Ideen er begründet.“

(Michel de Certeau)

Das moderne Episteme lässt sich u.a. durch seine Tiefendimension kennzeichnen.³ Das heißt das „was uns noch zeitgenössisch ist“ (Foucault 1974: 368) oder das „was das Wesen unseres Denkens ausmacht“ (Certeau 1997: 9) unterscheidet sich zu dem, was mit Foucault ‚Klassik‘ genannt werden kann, durch eine Verschiebung der Erkenntnisachse.⁴ War diese Achse gültiger Erkenntnisproduktion, metaphorisch gesprochen, in der Klassik hori-

2 Vgl. dazu Kap. 7 „Die Methodenfrage“.

3 Mit Episteme sollen hier die Regeln und Verfahren gemeint sein, mit denen ‚Erkenntnis‘ hergestellt werden kann. Das Episteme regelt somit den Raum möglicher gültiger Erkenntnisse und schließt bestimmte andere Verfahren und Regeln zur Herstellung von Erkenntnissen aus.

4 In einer anderen Terminologie würde man von Neuzeit oder auch Vormoderne sprechen können, ohne das diese Begriffe miteinander ganz identisch wären.

zontal geordnet, so dass ‚vernünftiger‘ Weise die Ordnung der Dinge sich über Tableaus herstellen ließ, verschiebt sich diese Achse der rationalen Erkenntnis in die Vertikale. Erkennen und Verstehen heißt nicht mehr alle einer Klasse zugehörigen Elemente zu sammeln und nebeneinander anzuordnen (Tableau), sondern „einen Typus der Realität auf einen anderen zu reduzieren“ (Lévi-Strauss, *Traurige Tropen*: 51 zitiert nach de Ruijter, Arie de 1991: 16). Mit anderen Worten ein grundlegendes Kennzeichen von Moderne und Modernität kann folgendermaßen beschrieben werden: Hinter der Oberfläche gibt es etwas, das erkundet werden kann, etwas, was die Dinge in eine Ordnung stellt. Modern ist, was Tiefe hat. In der Moderne macht es Sinn von Tiefenstrukturen zu sprechen, insofern sind strukturalistische Untersuchungen immer auch Analysen der Modernität ihrer Untersuchungsgegenstände.

Die Dekonstruktion als eine spezifische Praxis der Lektüre, ist insofern poststrukturalistisch zu nennen, als sie nicht allein die jeweiligen (Tiefen-)Strukturen eines gewählten Objektes analysiert und herausarbeitet, sondern diese immer zugleich auch in der Analyse verändert, indem sie die ‚Regeln‘ und die ‚Grundlagen‘ der analysierten Struktur mit dem von diesen Ausgeschlossenem konfrontiert. Die Dekonstruktion eines Textes (eines Untersuchungsgegenstandes) zielt daher nicht in erster Linie darauf ab, dessen ‚Dahinter‘ oder ‚Darunter‘ herauszuschälen, sondern in der Analyse zugleich die Struktur des Untersuchungsgegenstandes anzugreifen.⁵ Dabei ist diese Veränderung nicht in erster Linie dem Willen eines wie auch immer gearteten Subjekts zu verdanken, sondern einem Strukturmerkmal von Zeichen, das Dekonstruktionen in der Lektüre ermöglicht und provoziert. Aus einem solchen Blickwinkel erscheint die Dekonstruktion dann auch nicht mehr als Methode oder als Verfahren zur – vielleicht auch kritischen – Bearbeitung von Texten. Dekonstruktion stellt sich vielmehr in dem Zusammenspiel zwischen Text und Lektüre her, sie kommt aber immer schon aus dem Text. Dekonstruieren folgt also einer bestimmten Theoriestrategie. Dekonstruieren heißt in der Lektüre die Struktur eines ‚Gegenstandes‘ (hier die erwachsenenpädagogischen Lernberatungskonzeptionen) herauszuarbeiten und umzuwerfen.

Struktur meint ein System von Positionen und Differenzen (vgl. Eco 2002; Saussure 2001). Dekonstruieren heißt dann auch der Strukturalität von Struktur Rechnung zu tragen und – wie noch ausgeführt werden wird – das Ausgeschlossene wieder einzuschreiben. Aber warum soll etwas Ausgeschlossenes wieder einzuschreiben sein? Warum überhaupt ist die Rede von etwas ‚Ausgeschlossenen‘? Die Figur des Ausgeschlossenen und der Wiedereinschreibung dieses Ausgeschlossenen verdankt sich der Strukturalität der Struktur bzw. dem Versuch diese zu unterdrücken. „Die Struktur

5 Im doppelten Wortsinn. Etwas anzugreifen im Sinne von ‚zu berühren‘ und anzugreifen im Sinne von ‚attackieren‘.

oder vielmehr die Strukturalität der Struktur wurde, obgleich sie immer schon am Werk war, bis zu dem Ereignis, das ich festhalten möchte, immer wieder neutralisiert, reduziert: und zwar durch einen Gestus, der der Struktur ein Zentrum geben und sie auf einen Punkt der Präsenz, auf einen festen Ursprung beziehen wollte.“ (Derrida 1976: 422) Die Strukturalität der Struktur verweist auf ein unendliches Spiel der Differenzen, das bis zu einem bestimmten Ereignis neutralisiert wurde.⁶

Bezogen auf die Pädagogik könnte man sagen, dass diese Neutralisation auf der Basis bestimmter Strukturgleichungen vollzogen wird. Die inhaltliche Ausgestaltung der Gleichung hängt dann von dem die Struktur organisierenden Zentrum ab.⁷ Für die Pädagogik hat dieses Zentrum viele Namen und frei nach Derrida formuliert: ‚Die Geschichte der Pädagogik wäre die Geschichte der Metaphern des Namens für das Zentrum der pädagogischen Struktur‘ (vgl. Derrida 1976: 423). Welche Namen man diesem Zentrum geben kann, ob und wie die Strukturalität der pädagogischen Struktur in den Konzeptionen zur Lernberatung neutralisiert werden soll, wird im Folgenden zu zeigen sein.

Die folgenden Abschnitte sollen zuerst den Hintergrund vor dem in dieser Arbeit Lernberatung analysiert wird vorstellen. Dieser Hintergrund kann mit verschiedenen Namen bezeichnet werden. In einem sehr allgemeinen und verbrauchten Sinne könnte man ihn ‚postmodern‘ nennen. In einem weniger verbrauchten aber ebenfalls noch unspezifischen Sinne ‚poststrukturalistisch‘. Die folgenden Abschnitte versuchen ein Netz zu spinnen, in dem sich die darauf folgende Analyse bewegen wird. Es wird ein Weg eingeschlagen, der von dem Spiel der Beziehungen (Strukturalität von Struktur) über die Frage nach dem Ursprung als ergänzendem Ersatz (oder dem Supplement), zum aufgeschobenen Unterschied (différance) als der schon immer gespaltene Grund des Grundes, der Frage nach dem Subjekt bzw. dem dann apokryphen Subjekt über die echte Kommunikation, bis hin zur doppelten Geste der Dekonstruktion führen wird.

6.2 Ein Anfang

Eine Lektüreszene: Stellen wir uns einen Menschen vor. Stellen wir uns diesen Menschen als Mann vor. Stellen wir uns weiter einen jungen Mann vor. Stellen wir uns vor, dieser junge Mann ist ein Philosoph, der in den

6 Derrida spielt hier auf ‚unsere‘ Epoche an und nennt, nachdem er den Status von ‚Eigennamen‘ einschränkt, drei Autoren bzw. drei Destruktionen, die dezentrierend die Strukturalität von Struktur ausdrücklich machten: Nietzsches Kritik an der Metaphysik; Freuds Kritik am Sich-selbst-gegenwärtig-sein; Heideggers noch radikalere Destruktion der Metaphysik (vgl. Derrida 1976: 424 f.).

7 Vgl. hierzu in Kapitel 7 den Abschnitt ‚Das Begehren der Pädagogik‘.

fünfziger und sechziger Jahren die ‚Klassiker‘ und die ‚Modernen‘ zu studieren beginnt. Geben wir diesem jungen Philosophen einen Namen: Jacques Derrida. Dieser Derrida liest unter anderem Texte, die unter den Namen von Platon, Aristoteles, Nietzsche, Husserl, Heidegger aber auch de Saussure, Levi-Strauss, Barthes oder Sartre veröffentlicht sind. In der Lektüre fällt dem jungen Derrida etwas auf, etwas wie eine Unstimmigkeit, ein Problem, ein Bruch, eine Falte. Aus diesem Bruch, dieser Falte in den Texten entwickelt sich ein Verdacht. Vielleicht ließe es sich so vorstellen. Brüche und Falten schaffen eine Art Lücke. Brüche und Falten eröffnen einen Raum, der Platz lässt für einen Verdacht, einen Verdacht, der einer Spur folgt, die durch diese Texte geht und über sie hinaus. Von welchem Verdacht ist hier die Rede? Es handelt sich um den Verdacht, „daß es die Einfältigkeit und die zeitlose Gegenwärtigkeit [...] eines strukturierenden Prinzips gar nicht gebe.“ (Frank 1984: 82) Es geht um ein bestimmtes Prinzip, ein strukturierendes Prinzip. Es geht um das der Struktur vorstehende Prinzip, das Prinzip, das die Struktur organisiert und ordnet und in diesem Sinne als ihr Zentrum vorgestellt wird. Es geht also um den Verdacht, dass es kein einfältiges im Sinne eines totalen sowie kein zeitloses im Sinne eines überdauernden und damit immer gegenwärtigen Prinzips oder Zentrums gebe. Den Verdacht in eine Hypothese überführend könnte man auch sagen, dass das Projekt des abendländischen Denkens im Besonderen das Projekt der abendländischen Metaphysik einer Täuschung unterliegt, sich täuscht, täuscht, wenn sie ein solches, also ein spezifisches Zentrum unterstellt, das die Welt ordnet, ihr Ordnung gibt, sie von einem Außen her regelt. Bevor wir weiter fragen welcher Art diese ‚Täuschung‘ ist, wenden wir uns dem zu, was hier Metaphysik genannt wird. Aus der hier sich entwickelnden Perspektive lässt sich, im Anschluss an Frank, Metaphysik durch wenigstens drei Merkmale kennzeichnen. Sie unterstellt eine übersinnliche Welt, sie ist ein Denken aus Prinzipien und produziert ein Wissen, das als Beherrschungswissen sich kennzeichnen lässt. Frank legt diese drei Merkmale folgendermaßen aus:

„Wer dem Seienden gegenüber ein Über-Seiendes behauptet, hofft damit, dem Anspruch des Seienden irgendwie zu entkommen: Sein Reich ist außer der Welt oder geht doch nicht in ihr auf. Wer aus Prinzipien denkt, behält das Seiende unter der Kontrolle des Gedankens: nichts darf für richtig gelten, was nicht zunächst die Probe vor dem und *an* dem Prinzip (z.B. dem Grundsatz des *cogito-sum*) bestanden hat. Daraus folgt unmittelbar, daß Metaphysik, bis hinein in die Verfahren der Technik und Naturwissenschaften, Beherrschungswissen ist: eine Sonderform dessen, was Nietzsche den ‚Willen zur Macht‘ – und zwar in der Variante des ‚Willen zur Wahrheit‘ – genannt hat: also ein Wissen, das mit der Kontrolle des Seienden im Namen des erkennenden Geistes dieses Seiende zu beherrschen trachtet.“ (Frank 1984: 77 f.)

Diese Merkmale abendländisch-metaphysischen Denkens werden von dem (aus-)gedachten jungen Philosophen befragt. Was, wenn der Wille zur Beherrschung unserer Welt auf diesen Prämissen ‚grundlos‘ wäre? Was, wenn sich aus dieser kein dauernd gültiges Prinzip ableiten ließe? Was, wenn es keine übersinnliche Welt gebe? Und so können wir weiter fragen, was bedeutet dies für die pädagogische und erwachsenenpädagogische Theorie und insbesondere für eine ‚Theorie‘ der Beratung des Lernens? Die Lernberatungsansätze, wir werden das später noch sehen können, folgen einem bestimmten pädagogischen Kalkül, einer pädagogischen Ökonomie. Diese Ökonomie setzt genau das voraus, was hier in Frage steht. Einen festen Punkt, eine wie auch immer geartete übersinnliche Welt, ein Prinzip, von dem aus pädagogisch argumentiert und gehandelt werden kann. Wenn die Möglichkeit eines solchen Prinzips, das den Grund auf dem wir stehen einfüllig und dauerhaft ordnet in Frage steht, dann ist dies nicht nur eine ‚philosophische‘ Frage, sondern eine Frage nach dem Status von Wissenschaft und eine Frage nach dem Status von Rationalität und Wahrheit. Diese Fragen zielen damit nicht nur auf erkenntnis- und wissenschaftstheoretische Vorstellung sondern schlagen durch bis auf die Ebene der Theoriekonstruktion. Wie kann ich noch theoretisch argumentieren, wenn ich keinen festen Standpunkt mehr einnehmen kann? Diese Fragen zielen, auf einer post-strukturalen Folie, auf das Problem der Ordnung von Struktur bzw. nach der Strukturalität von Struktur. Sie fragen nach einem ‚Wesen‘ der Struktur, nach ihrer Ordnung. Der Spur dieses Prinzips der Struktur wird im nächsten Abschnitt gefolgt werden.

Die folgenden Abschnitte sollen die für diese Arbeit bedeutsamen ‚Konzepte‘ aufheben. Diese Konzepte sind keine einfachen Konzepte, die in einer Linie oder Hierarchie hintereinander stehen. Und obwohl *différance*, *Supplement*, *Pharmakon*, *Iterabilität*, *Dissemination* oder *Spur*, auf dem Papier aneinander gereiht sind, stehen sie in einem nicht-linearen Verweisungszusammenhang, funktionieren sie wie ein System von Echos. Diese Konzepte rufen sich zum Beispiel auf, im Be- oder Hinterfragen von Konzepten. Wobei das Tätigkeitswort ‚hinterfragen‘ wiederum eine komplizierte Spur aufnimmt, da es unterstellt, das zu Hinterfragende kann hinterfragt werden oder anders ausgedrückt, das man hinter etwas fragen könnte. Es geht aber in diesen Konzepten vielmehr darum etwas zu befragen. Diese Fragen folgen dem Verdacht, dass der Grund von dem aus wir sprechen in ein Spiel eingeschlossen ist, das keinen dauernden Stand zulässt.

6.3 Das unendliche Spiel der Beziehungen – Die Strukturalität

Die Strukturalität der Struktur bezeichnet ein nicht abschließbares Spiel der Struktur. Dieses Spiel zeichnet sich aus durch den dauernden Austausch von Zeichen. In anderen Worten könnte man sagen: Die Ordnung der Struktur lässt sich nicht zentrieren. Mit dem Argument der Strukturalität der Struktur wird ein wichtiger, vielleicht auch der entscheidende Hebel vorbereitet, mit dem in Kapitel 8 zentrale Aspekte der Konzeptionen von Lernberatung untersucht werden sollen. Dieser Hebel setzt an einer bestimmten Stelle an. Es ist von der Stelle die Rede, die auch Zentrum oder Prinzip genannt wird. Dieses Zentrum verdankt seine Bedeutung, seiner Qualität innerhalb und außerhalb der Struktur zugleich zu sein. Was aber, wenn das unendliche Spiel der Beziehungen das Zentrum der Struktur mit einbezieht? Auf den hier in Frage stehenden Gegenstand bezogen ließe sich fragen: Was ist das (erwachsenen-)pädagogische Zentrum von Lernberatung? Und weiter: Was, wenn dieses Zentrum seinen Status verlöre? Welche Implikationen ergeben sich für die Lernberatungstheorie aus einem Zentrum, das seinen festen Ort verliert? Der folgende Abschnitt folgt diesen Fragen mit grundlegender Absicht. In Abschnitt 8.3 werden diese Fragen hinsichtlich eines Prinzips von Lernberatung diskutiert.

Versuchen wir im folgenden Abschnitt diesen Verdacht, diese Spur, mithilfe der Lektüre eines schon bekannten Abschnitts aus dem Essay ‚Die Struktur, das Zeichen und das Spiel im Diskurs der Wissenschaften von Menschen‘ (Derrida 1976) zu folgen. „Die Struktur oder vielmehr die Strukturalität der Struktur wurde, obgleich sie immer schon am Werk war, bis zu dem Ereignis, das ich festhalten möchte, immer wieder neutralisiert, reduziert: und zwar durch einen Gestus, der der Struktur ein Zentrum geben und sie auf einen Punkt der Präsenz, auf einen festen Ursprung beziehen wollte.“ (Derrida 1976: 422) In der vorhergehenden Aussage werden eben jene Fragen in den Blick genommen, die weiter oben hinsichtlich der ‚Grundlosigkeit‘ der übersinnlichen Welt gestellt wurden. Hier allerdings werden diese Fragen schon positiv gewendet formuliert. Die Struktur, so können wir lesen, hat eine bestimmte Qualität, die neutralisiert und reduziert wurde. Diese Qualität nennt Derrida Strukturalität.⁸ Man könnte diese Aussage auch als Tautologie, also als erläuternde und nicht erkenntnisweiternde zusätzliche Bestimmung einer Selbstevidenz bezeichnen, sollte doch prinzipiell eine Qualität von Struktur deren Strukturalität sein. Es stellt sich daher die Frage, was denn die Strukturalität der Struktur ausmacht bzw. kennzeichnet.⁹ In dem Zitat wird die Strukturalität negativ be-

8 Qualität im Sinne von Beschaffenheit.

9 Bevor wir dieser zweiten Grenze des Spiels der Struktur nachgehen noch ein Wort zur Struktur. Was heißt hier Struktur? Unter Struktur wird im Anschluss

stimmt, über die ihr beigebrachte Neutralisation und Reduktion. Die Strukturalität der Struktur scheint weder auf einen Punkt der Präsenz, noch auf einen festen Ursprung oder ein Zentrum bezogen zu sein. Im Gegenteil scheint diese bestimmte Beschaffenheit der Struktur bis zu einem ‚Ereignis‘, das Derrida ‚Bruch‘ oder ‚Verdoppelung‘ nennt, ‚unterdrückt‘ worden zu sein. Welche Funktion hatte nun diese Neutralisation der Strukturalität der Struktur? „Dieses Zentrum hatte nicht nur die Aufgabe, die Struktur zu orientieren, ins Gleichgewicht zu bringen und zu organisieren – es läßt sich in der Tat keine unorganisierte Struktur denken –, sondern es sollte vor allem dafür Sorge tragen, daß das Organisationsprinzip der Struktur dasjenige in Grenzen hielt, was wir das Spiel der Struktur nennen könnten.“ (Derrida 1976: 422)

Die Neutralisation und Reduktion der Strukturalität der Struktur hatte wenigstens zwei Funktionen. Sie sollte zum einen die Struktur in einem Gleichgewicht halten und zum anderen etwas, indem es die Struktur in einem bestimmten Gleichgewicht hält, begrenzen. Die durch ein Zentrum organisierte Struktur eröffnet und begrenzt zugleich das Spiel der Struktur, das also, was eine Qualität, eine Beschaffenheit von Struktur genannt werden kann. Es eröffnet das Spiel der Struktur, indem es diese Regeln gibt. Die Regeln innerhalb derer das Spiel der Struktur sich entfalten kann. Zugleich begrenzt das Zentrum das Spiel der Struktur durch eben jene Regeln, die auch andere sein können. „Doch das Zentrum setzt auch dem Spiel, das es eröffnet und ermöglicht, eine Grenze. Als Zentrum ist es der Punkt, an dem die Substituierung der Inhalte, der Elemente, der Terme nicht mehr möglich ist.“ (Derrida 1976: 422) Das Zentrum ermöglicht und verhindert zugleich. Das Zentrum funktioniert auf diese Weise, insofern es sich über eine bestimmte Qualität kennzeichnen lässt. Das Zentrum ist jener ‚Ort‘, an dem das, was das Spiel der Struktur genannt wurde, der Austausch und der Ersatz der Elemente der Struktur, nicht mehr möglich ist.¹⁰ Die Strukturalität der Struktur oder das Spiel der Struktur ist kennzeichenbar durch die ‚Bewegung‘ der Elemente einer Struktur, die von deren Zentrum geregelt wird.

an de Saussure (auf den auch Derrida in diesem Kontext unter anderem verweist) ein System von Differenzen verstanden. Saussure radikalisiert die Bestimmung der Struktur als System von Elementen und Differenzen, indem er die Struktur als System behauptet, dessen Elemente nichts anderes als Differenzen sind (vgl. Saussure 2001: 143). Struktur als System von Differenzen meint also, dass Bedeutung nur in Unterschieden hergestellt wird.

10 Insofern verweist der abendländische Begriff vom Zentrum auf einen Fixpunkt. Für die Lernberatung wäre zu fragen, was den Status des Zentrums einnimmt. Es wird sich später zeigen, dass der Begriff der Selbststeuerung den Status bzw. die Funktion als Zentrum in der Konzeption von Lernberatung erhält. (Vgl. auch 8.3).

„Man hat daher immer gedacht, daß das seiner Definition nach einzige Zentrum in einer Struktur genau dasjenige ist, das der Strukturalität sich entzieht, weil es sie beherrscht. Daher läßt sich vom klassischen Gedanken der Struktur paradoxerweise sagen, daß das Zentrum sowohl *innerhalb* der Struktur als *auch außerhalb* der Struktur liegt. Es liegt im Zentrum der Totalität, und dennoch hat die Totalität *ihr Zentrum* anderswo, weil es ihr nicht angehört. Das Zentrum ist nicht das Zentrum.“ (Derrida 1976: 423)

Erinnern wir uns an die Merkmale der Metaphysik. Mit ihr wird eine übersinnliche Welt unterstellt, aus der die Prinzipien oder das Prinzip in die sinnliche Welt hineinregieren. Die Funktion des Zentrums als Ordnungsprinzip, das seine Autorität dadurch erhält, dass es als Zentrum zugleich außerhalb der Struktur ist, ist eine Grundlage abendländisch-metaphysischen Denkens. Es gibt so etwas wie eine Struktur und diese muss irgendwie organisiert werden, muss irgendwelchen oder vielmehr bestimmten Regeln ‚gehören‘ und diese Organisation verdankt die Struktur ihrem Zentrum, das Teil der Struktur ist und zugleich nicht zu ihr gehört, da es ja nicht der Ordnung unterliegt, die es vorgibt, weil es ja selbst diese Ordnung ‚ist‘. Das Zentrum der Struktur ist der ‚transzendente Ort‘, von dem aus die Struktur regiert wird.¹¹ Die Struktur findet ihren Sinn in ihrem Zentrum. Die zentrierte Struktur ist der Ausdruck für das ‚begründete Spiel‘, garantiert, dass wir uns nicht einfach verstricken, dass wir nicht einfach irgendwie verstrickt sind im Gewebe der Struktur, sondern, dass es eine Ordnung gibt, mit der und nach der unsere Verstrickung funktioniert. Nun wird poststrukturalistisch nicht bezweifelt, dass es Ordnung gibt, im Sinne von organisierter Struktur. „Und noch heute stellt eine Struktur, der jegliches Zentrum fehlt, das Udenkbare selbst dar.“ (Derrida 1976: 422) Diese Aussage behauptet nicht, dass es eine Struktur ohne Zentrum nicht geben kann, sondern nur, dass eine Struktur ohne Zentrum *noch heute undenkbar* ist. Sie könnte vielleicht schon morgen denkbar werden. Vor allem geht Derrida ja davon aus, dass etwas sichtbar geworden ist, dass die Aussage, ‚das es das Udenkbare darstellt, heute noch, eine Struktur ohne jegliches Zentrum zu denken‘, allererst möglich macht. Sichtbar geworden ist, seit dem oben schon zitierten ‚Ereignis‘, dass die Strukturalität der Struktur, indem sie als eine spezifisch organisierte zentrierte Struktur gedacht wurde, ‚unterdrückt‘ wurde. Damit wird der Status des Zentrums dieser Struktur, des Prinzips dieser Ordnung angegriffen. Was aber so könnte man fragen, ist das Problem einer solcher Art zentrierten Struktur?

„Gäbe es nicht eine Instanz außer der Struktur und außer ihrem Spiel, aus reinen Differenzen (wie Saussure es nannte), dann, so fürchten wir wohl, wären wir buchstäblich und hoffnungslos ins Geschehen der Strukturierung verstrickt. Es

11 Vgl. Frank 1984: 83.

gäbe keinen Sinn und keinen Ursprung und also auch kein Ziel *jenseits* dessen, was der Verweisungszusammenhang der Struktur möglich macht. (Frank 1984: 80)

Ohne das Zentrum, ohne transzendentales Zentrum verlören wir, das ist zumindest die Sorge, die Sicherheit eines festen Standes, wären, um das von Barthes gebrauchte Bild des Spinnennetzes aufzunehmen, eingewoben in ein Netz, das kein Außen mehr kennt, kein begründetes ‚Oben‘ und ‚Unten‘. Die Vorstellung der zentrierten Struktur ist so Ausgangspunkt und Fixpunkt der westlichen Philosophie und Wissenschaft. Die zentrierte Struktur ist der Ausdruck eines Begehrens nach Wahrheit.¹² „Der Begriff der zentrierten Struktur ist in der Tat der Begriff eines *begründeten* Spiels, das von einer begründenden Unbeweglichkeit und einer versichernden Gewißheit, die selber dem Spiel entzogen sind, ausgeht. Von dieser Sicherheit her kann die Angst gemeistert werden, die stets aus einer gewissen Art, ins Spiel verwickelt zu sein, vom Spiel gefesselt zu sein, entsteht.“ (Derrida 1976: 423) Erinnern wir uns des weiter oben formulierten Verdachts. Dort wurde Folgendes gesagt: ‚Es handelt sich um den Verdacht, „daß es die Einfältigkeit und die zeitlose Gegenwärtigkeit [...] eines strukturierenden Prinzips gar nicht gebe.“ (Frank 1984: 82) Es geht um Struktur und ein bestimmtes Prinzip, ein strukturierendes Prinzip. Es geht um das der Struktur vorstehende Prinzip, das Prinzip, dass die Struktur organisiert und ordnet und in diesem Sinne als ihr Zentrum vorgestellt wird.‘ Wir können diese Aussage nun präzisieren: Es handelt sich um einen Verdacht, dass es ein Kennzeichen abendländischen Denkens ist, die Strukturalität der Struktur zu unterbinden, indem der Struktur ein transzendentales Zentrum eingepflanzt wird. Das Misstrauen gegenüber dieser abendländischen und, wie Derrida sie später nennen wird, logozentristischen Denkfigur, beruht, nach Frank, auf zwei Argumenten: Das eine ist empirisch-geschichtlich, das andere systematisch. Das empirisch-geschichtliche Argument spielt darauf an, dass das Zentrum, das zentrierende Prinzip tatsächlich immer wieder ausgetauscht und variiert wurde. Analytierte man die Kultur- und Philosophiegeschichte, so Frank, so ließe sich eine erstaunliche und beunruhigende Wandelbarkeit der „festen Burg des Prinzips“ erkennen (Frank 1984: 82). Es scheint gerade so, als ob die Zeit, das gestern-heute-morgen, wie im Mauerwerk einer Burg, so auch im Prinzip seine mahlenden Spuren hinterlässt. So wechseln dauernd die Titel für das Zentrum, das Prinzip, das alles bewegt, von dem alles ausgeht. „Bald wurde gesagt, das Wasser, bald, das hin

12 Dieses Begehren nach Wahrheit, dieser ‚rätselhafte Wahrheitstrieb‘ wird auch von Nietzsche in Augenschein genommen und ebenfalls auf der Grundlage der ‚Grundlosigkeit‘ besprochen. Nietzsche allerdings führt diese Grundlosigkeit darauf zurück, dass Begriffe immer schon nur Metaphern sind, also Ausdrücke für andere Ausdrücke und zu Begriffen werden, indem die Kraft der Metaphern verblasst/ermattet (vgl. Nietzsche 1973).

und her zuckende Feuer, bald der Geist sei das oberste Prinzip. Dann wieder war es die Idee des Guten, die Energie, das Eine, Gott, die Rationalität, endlich die Subjektivität oder der Wille zur Macht oder die Technik.“ (Frank 1984: 82)

In der Philosophiegeschichte ist es nicht neu, den Blick auf den Wechsel dieser Fixpunkte zu richten. Die Deutung dieses Wechsels kennt allerdings nur zwei Varianten. Entweder wurde dieser Wechsel als dialektischer Prozess der Vervollkommnung verstanden oder als Verfallsgeschichte. Derrida versteht diese Geschichte nun allerdings weder als dialektische Entwicklungs- noch als Verfallsgeschichte. Im Gegenteil zeigt Derrida, dass es sich in beiden Varianten um die Figur des Entfremdeten handelt, des Nicht-bei-sich-Seienden. Die Figur des Entfremdeten beinhaltet das Begehren, den Wunsch diese Entfremdung zu überwinden, das verlorene Zentrum, den Ursprung zurückzugewinnen. Was, wenn wir davon ausgehen, dass wir nicht an dem Punkt sind, den wir den Ursprung nennen können, zugleich aber empirisch-historisch sehen können, dass zu allen bekannten Zeiten die Welt nicht an oder in ihrem Ursprung war, sondern immer schon dieser Ursprung, dieser Anfang, dieser Grund nicht gegenwärtig, sondern gespalten ist? „Wenn es sich so verhält, dann muß die ganze Geschichte des Begriffs der Struktur vor dem Bruch, von dem wir sprechen, als eine Reihe einander substituierender Zentren, als eine Verkettung von Bestimmungen des Zentrums gedacht werden [...] Die Geschichte der Metaphysik wie die Geschichte des Abendlandes wäre die Geschichte dieser Metaphern und dieser Metonymien.“ (Derrida 1976: 423) Insofern diese Aussage auf die Metaphysik zutrifft, betrifft sie auch die Geschichte der Pädagogik und Erwachsenenpädagogik. Deren Geschichte ist ebenfalls die Geschichte von Metaphern und Metonymien, die im Zentrum pädagogischer Systeme verkettet und getauscht werden. Zu diesen Begriffen gehören dann zum Beispiel der Zögling, die Bildsamkeit, das Generationenverhältnis, Mündigkeit, der pädagogische Bezug, das Subjekt, der Teilnehmer, der Lerner, Selbststeuerung usw. Jedes dieser Konstrukte hat zu einem bestimmten Zeitpunkt als Zentrum funktioniert. Dabei ist nicht jeder Begriff das Zentrum des pädagogischen Denkens schlechthin – insoweit es das überhaupt geben mag – sondern wiederum Zentrum einer Teilstruktur einer größeren Struktur. Jeder dieser Begriffe sollte aber funktionieren als das Prinzip, das (erwachsenen-)pädagogisches Denken und Handeln leitet, organisiert, begründet und ordnet. Die Geschichte des abendländischen und des (erwachsenen-)pädagogischen Denkens wäre eine Geschichte des Ersatzes für das Original bei durchgängiger Behauptung der Wiederkehr, der Wiederaneignung oder wenigstens der Suche nach dem Original bzw. dem Ursprung.¹³ Die Geschich-

13 Noch heute sind bestimmte Bereiche der theoretischen Physik von der Suche nach der Weltformel motiviert. Diese soll sich z.B. erschließen, wenn man den Moment rekonstruieren könnte, an dem unser Universum begann.

te des abendländischen Denkens wäre also eine Geschichte der Verkettung von Supplementen.¹⁴ Dies ist der erste historisch-empirisch-systematische Einwand gegen die Auffassung einer durch ein Äußeres zentrierten Struktur.

Der zweite Einwand bezieht sich auf ein Paradox westlicher Philosophie und ist eigentlich ein strukturalistischer Einwand, der aber gerade weil er radikal strukturalistisch ist, poststrukturalistisch genannt werden kann. Zugespitzt ließe sich formulieren, dass das Zentrum nur ein Zentrum sein kann, insofern es Bedeutung erlangt, mit anderen Worten ein Zeichen ist.¹⁵ Als Zeichen ist das ‚Zentrum‘ ebenfalls ein Element eines Systems von Differenzen und unterliegt den gleichen Merkmalen wie andere Elemente dieses Systems, das wir Struktur genannt haben.¹⁶ Wenn eine Struktur nichts ist, als ein System von Unterscheidungen, dann folgt daraus, dass selbst das Zentrum, das bis dahin als über der Struktur stehend, übersinnlich, also metaphysisch aufgefasst wurde, ganz verstrickt ist in diesem System von Differenzen. Auch das Zentrum kann sich diesem ‚Verweisspiel‘ nicht entziehen. Die Vorstellung, dass die Struktur von etwas ihr Äußerlichem regiert wird, kann also nicht mehr aufrecht erhalten werden. Es gibt kein Außen zur Struktur, das für uns bedeutsam sein könnte, insofern Bedeutsamkeit sich allein in einem Prozess der Signifikation herstellt. Unsere Verwicklung, unser ‚In-Struktur-Sein‘ ist ohne einfachen Ausgang (vgl. Frank 1984: 83).

„Von dem also ausgehend, was wir das Zentrum nennen und das, sofern es ebensohau draußen als drinnen sein kann, ohne Unterschied den Namen des Ursprungs oder des Endes, der *arche* oder des *telos* erhält, sind die Wiederholungen, die Substitutionen, die Transformationen und die Permutationen immer wieder in eine Geschichte des Sinns – das heißt kurzweg in eine Geschichte – *verstrickt*, deren Ursprung stets neu belebt oder deren Ende immer wieder in Gestalt der Präsenz antizipiert wird.“ (Derrida 1976: 423)

Das heißt, dass eine Struktur nichts anderes als ein Zusammenhang von Verweisungen ist.¹⁷ Das Prinzip der Struktur kann nur dann unterschieden

14 Vgl. dazu den Abschnitt 6.4.

15 „Ein Zeichen ist alles, was sich als signifizierender Vertreter für etwas anderes auffassen läßt. Dieses andere muß nicht unbedingt existieren, oder in dem Augenblick, in dem ein Zeichen für es steht, irgendwo vorhanden sein.“ (Eco 1987: 26) Das Zeichen wird hier in einem weiten Sinne verstanden. Also nicht nur als mündliche, schriftliche oder ikonographische Zeichen, sondern als Markierungen, Marken aller Art.

16 Man könnte auch positiv formulieren: Es lässt sich durch die gleichen Merkmale kennzeichnen.

17 An anderer Stelle wird ausgeführt, dass damit nichts anderes als ein System von Signifikanten gemeint ist und daher das Zentrum nichts anderes als ein Signifikant unter Signifikanten ist und allein dadurch seinen ‚distinkten‘ Sinn

werden und insofern auftauchen aus dem Meer der Bedeutungslosigkeit, also ‚Sinn‘ haben oder ‚Sinn‘ erhalten, wenn es ein Teil dieses Verweisungszusammenhangs ist. Wenn das Strukturprinzip, das Zentrum der Struktur, nichts anderes als ein Element einer Struktur ist, dann kann es nie gegenwärtig sein und auch nie gegenwärtig gewesen sein oder gegenwärtig werden. Das Prinzip, das metaphysisch betrachtet immer verstanden wurde als die Präsenz des Sinns von Sein, verliert die Möglichkeit seiner Gegenwart, da es als Teil eines Verweisungszusammenhangs nichts anderes war, ist oder werden kann, als ein Verweis, eine Verweisung, eine Spur, eine Kette von Supplementen. Frei nach Frank ließe sich an dieser Stelle formulieren: ‚Wir stehen auf grundlosen Boden des Neostukturalismus‘ (vgl. Frank 1984: 87).

6.4 Der Ursprung als ergänzender Ersatz – Das Supplement

Im vorhergehenden Abschnitt wurde der grundlose Grund auf dem wir stehen beschrieben. In dem nun folgenden Abschnitt wird ausgehend von einem Verständnis von Struktur als Verweisungszusammenhang die Spur des Supplements aufgegriffen. Wenn jedes Element einer Struktur, jedes Zeichen immer nur als Verweis funktioniert, dann stellt sich die Frage nach der Qualität, dem Status von Identität, Ursprung, Original sowie des Anfangs und des Ziels oder des Endes. Diese Frage ist erwachsenenpädagogisch und erziehungswissenschaftlich relevant, da pädagogische Aussagen zu pädagogischem Handeln von Ursprung und Ziel ihres jeweiligen Objekts her sich legitimieren. In der Literatur zur Lernberatung wird implizit unterstellt, dass Beratung dann gelingen kann, wenn sie auf der Grundlage von ‚authentischer‘ Kommunikation stattfindet. Authentisch zu kommunizieren meint dabei, dass der Inhalt der Kommunikation, die gemachten Aussagen so echt sind, dass sie auf den Ursprung des vorliegenden Beratungsanlasses hinweisen und auf dieser Grundlage ‚wirkliche‘ Beratung möglich machen. Lernberatung so verstanden ist dann die Suche nach dem Subjekt als Original, als Identisches, mit dem Fokus auf den Ursprung des in Frage stehenden Lernproblems. Vielleicht nehmen wir zur Verdeutlichung dessen, was am Ende des vorhergehenden Abschnitts als Supplement bezeichnet wurde, ein Beispiel. Beginnen wir mit dem Anfang. Beginnen wir also mit dem Ursprung bzw. einer Variante des Ursprungs. Nehmen wir uns den ‚Anfang‘ zum Beispiel. Mit dem Hauptwort ‚Anfang‘ kennzeichnen wir in der Regel einen Beginn, den Ursprung von etwas. Und schon dieser eine Satz könnte zur Verdeutlichung des Ausdrucks ‚Kette von Supplementen‘ ausreichen.

erhält. Vgl. dazu den Abschnitt ‚Der aufgeschobene Unterschied – die *différance*‘.

Als Anfang geht dieser Anfang dem voraus, was nach dem Anfang steht oder kommt. Der Anfang hat gewissermaßen den Status des Ersten oder des Vorstehenden.¹⁸ Dieses ‚Erste‘ ist üblicherweise der Ort, an dem etwas anhebt wie in „Am Anfang war das Wort“ oder auch „Im Anfang war das Wort“.¹⁹ Mit dem Wort hat alles was folgt angefangen. Das Wort ist das Erste, ist die Quelle all dessen, was dann kam oder noch kommen wird. Der Anfang als Ursprung, als Ursache ist einer jener Zentrum-Begriffe, einer jener „Namen für Begründung, Prinzip oder Zentrum“ (Derrida 1976: 424) von denen weiter oben schon die Rede war. In der Beschäftigung mit dem Zeichen ‚Anfang‘ kann deutlich werden, dass der Anfang immer schon ein gespaltener ist, dass es nicht einfach so ist, dass der Anfang keinen Anfang hat bzw. dass dem Anfang nichts vorhergeht. Man könnte daher auch fragen: Was ist der Anfang?

Ist der Anfang ein bestimmter Moment, also ein Zeitwort, dass eine bestimmte Qualität aufweist, nämlich das in oder an oder zu jenem Zeitpunkt etwas Neues sich ereignet, etwas Neues entsteht usw.? Verweist das Zeichen ‚Anfang‘ also auf einen Referenten, eine bestimmte Bedeutung oder ist das Zeichen ‚Anfang‘ nichts als eine Trope, ein Ausdruck für einen anderen Ausdruck. Ist die Bedeutung des Zeichens ‚Anfang‘ ein Signifikant, welcher auf nichts als andere Signifikanten verweist. Mit dem Anfang beginnt etwas, ohne das es ganz und gar ‚neu‘ wäre. Mit dem Anfang beginnt etwas, das immer schon auf etwas anderes verweist.

Wenden wir uns dem Tätigkeitswort ‚anfangen‘ zu. ‚Anfangen‘ ist ein Kompositum, das aus ‚an‘ und ‚fangen‘ besteht und etymologisch, also früher, ursprünglich oder im/am Anfang so viel wie ‚etwas anpacken‘ meint. Dieses ‚etwas anpacken‘ hat eine handgreifliche Herkunft, findet seinen ‚Anfang‘ in einer Handlung, die ein ‚Anpacken‘ war: „ursprünglich an etwas fahen (capere), greifen, fassen, also angreifen, anfassen, anpacken, anrühren, wie sich zumal aus dem anfangen der thiere bei der vindication ergibt, der vindicierende muste schwörend das vieh mit hand und fusz anfahen, anfassen [...]“ (Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm 1984b: 325)²⁰ Wir können also sehen, dass der ‚Anfang‘ seinen Anfang fin-

18 Vgl. auch Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm 1984b: 323, in dem der Anfang mit dem lat. ‚principium‘ und ‚initium‘ verbunden wird.

19 Mit diesem Satz beginnt das Evangelium nach Johannes. Aber ist dieser Satz wirklich der Anfang?

20 Zu ‚vindizieren‘: „Vindikation, w., in der Rechtsspr. die Zurückforderung einer entwendeten oder rechtlich zuständigen Sache; Vindicieren [...] zurückfordern, sich rechtlich zueignen.“ (Aus: Vollständiges Wörterbuch der Deutschen Sprache, Viertes Bd., Wien 1840: 605) oder auch: „Vindikation [lateinisch] die (Rei Vindicatio), der Herausgabeanspruch des nicht besitzenden Eigentümers einer Sache gegen deren Besitzer (§985 BGB)“ (Quelle: 2002 Bibliographisches Institut Brockhaus AG). Das zeigt sogar in der lexikalischen Analyse, dass der Anfang darin besteht, sich etwas zurückzuholen, zurückzunehmen bzw. etwas zurückzufordern. Dem Anfang geht etwas voraus,

det in einem ‚Vorher‘, das der Anfang also nicht ohne Anfang ist, kein Grund ist der grundlos wäre. An diesem Beispiel wird sehr schön deutlich, dass wir, um den Anfang zu erklären, auf einen Anfang zurückgreifen, der vor dem Anfang liegt. Man könnte auch sagen: Um den Signifikanten ‚Anfang‘ zu erklären, ihm Bedeutung zukommen zu lassen, muss auf andere Signifikanten zurückgegriffen werden. Jeder Rückgriff auf weitere Signifikanten macht den Gebrauch von noch mehr Signifikanten notwendig, um die Bedeutung bzw. das Signifikat der vorhergehenden beschreiben zu können. Und man könnte diese Verkettung – oder Supplementierung – endlos weiterspielen. Der Anfang (und mit ihm die verwandten Zeichen wie Prinzip, Regel, Gesetz, Zentrum) wird herangezogen um etwas zu erklären, um etwas Bedeutung zu geben, um etwas zu fixieren. Auf den zweiten Blick kann allerdings sichtbar werden, dass der Anfang nie ein einfacher Anfang ist, sondern immer schon gespalten, immer schon nicht mit sich identisch, immer schon nicht (sich selbst) gegenwärtig. Das immer schon etwas vor dem Anfang liegt oder um eine weitere Metapher zu gebrauchen und einzuführen, dass die Quelle nicht einfach ein Anfang von etwas ist, sondern lediglich der Ort, an dem etwas hervorsprudelt, an dem etwas sichtbar wird. Eine Quelle ist zwar ein Anfang, aber immer nur ein Anfang als Wirkung vorhergehender Zustände. Das der Anfang eine Wirkung vorhergehender Zustände genannt werden kann, also schon gespalten ist, wird auch in den Bildern, die gebraucht werden, um den Anfang zu illustrieren, deutlich. Der Anfang als Vindikation, als die In-Besitz-Nahme von etwas, das mir schon gehört, das schon mein Eigentum ist. Auch in dieser Beschreibung wird auf eigentümliche Weise die Abwesenheit des Anwesens deutlich. Das Anwesende ist abwesend und einen Anfang machen heißt dann, diese Abwesenheit überwinden wollen, die verlorene Gegenwart zurückzuerobern. Dies ist die Bewegung des abendländisch-logozentristischen Denkens. Oder in anderen Worten: „Ihre [die der Geschichte der abendländischen Metaphysik; Anmerkung von mir PK] Matrix wäre, [...] die Bestimmung des Seins als *Präsenz* in allen Bedeutungen dieses Wortes. Man könnte zeigen, daß alle Namen für Begründung, Prinzip oder Zentrum immer nur die Invariante ei-

das zu ihm und damit zu dem gehört, was mit ihm beginnt. Im Dt. Wörterbuch der Brüder Grimm wird das ‚vindizieren‘ in Verbindung gebracht mit in Besitz nehmen. Ich muss meine Hand (und interessanterweise auch meinen Fuß) auf etwas legen, um anzuzeigen, dass diese Sache mein ist, (zu) mir gehört. Der Anfang ist mithin der Moment, in dem ich etwas zu mir nehme. Damit ist der Anfang aber eben kein Anfang im *vollen* und *ganzen* Sinne mehr, vielmehr wird an dieser Stelle das Moment der Temporisation deutlich. Der Anfang ist nur Anfang, indem er sich auf das bezieht, was vor ihm war, was ihm vorausgeht und auf das, was diesem Anfang folgt. Weitere Beispiele sind „[...] wer anhebt zu reden, der ergreift das wort, wer zu essen anfängt, faszt an die speise.“ (Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm 1984b: 325)

ner Präsenz (*eidos, arche, telos, energeia, ousia* [Essenz, Existenz, Substanz, Subjekt], *aletheia*, Transzendentalität, Bewußtsein, Gott, Mensch usw.) bezeichnet haben.“ (Derrida 1976: 424)

Der Anfang ist also kein Anfang, sondern eine ‚Invariante einer Präsenz‘, eine Variante der Grundfigur unseres Denkens. Der Anfang ist ein Name, eine Trope, der das ersetzt für das er steht; der Anfang ist nichts als (s)ein Supplement. Was hat es nun mit dem Supplement auf sich?²¹ Derrida eröffnet in dem Band ‚Grammatologie‘ ein Kapitel mit der Überschrift ‚Dieses gefährliche Supplement‘ (Derrida 1983: 244). Diese hier zitierte Überschrift zitiert eine Aussage aus den ‚Konfessionen/Bekenntnissen‘ Rousseaus. ‚In seiner Diskussion dieses ‚gefährlichen Supplements‘ bei Rousseau beschreibt Derrida diese Struktur auf verschiedenen Gebieten: Rousseaus diverse Supplemente werden gerade deswegen als Supplemente eingeführt, weil es in demjenigen, das sie supplementieren, immer einen Mangel gibt, einen ursprünglichen Mangel.“ (Culler 1988: 115) Das Supplement ist bei Rousseau so gefährlich, weil es einen Ersatz für das Original nimmt. Derrida zeigt in seiner Darstellung aber eindrucksvoll, dass dieses Begehren nach dem Original, nach dem Ursprung, dem Makel- und Mangellosen einer Fiktion des makellosen Originals folgt und unterliegt. Ein Original, das voll und ganz und damit ‚mangellos‘ wäre, gibt es nicht. Das Supplement kommt nur in das Spiel, weil schon ein Mangel vorliegt, der das Supplement notwendig macht, weil das was supplementiert wird, schon nicht vollkommen ist. In den ‚Bekenntnissen‘ versteht Rousseau die Erziehung ebenfalls als Supplement. Die Natur wird als Vollkommen vorgestellt und insofern ist die Erziehung nichts als eine der vollkommenen Natur äußerliche Ergänzung. Zugleich bedarf es der Erziehung, um die menschliche Natur wirklich zur Entfaltung zu bringen. Die vollkommene Natur ist also doch mangelhaft. Der äußerliche Ersatz wird dann zu dem Werkzeug der Überwindung dieses Mangels, der Schließung der Lücke. Damit ist die

21 Aus Dt. Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm 1984a, Bd. 20, München 1984: 1246 f. „SUPPLEMENT, n., ergänzung; im zeitalter des humanismus aus dem lat. übernommen: ‚der anhang, die ersetzung des mangelnden‘[...]

1) nachtrag, zusatz ergänzungsschrift, anhang zu einer abhandlung, einem buch, einem literarischen werk. das supplement ist für sich allein unvollständig und bruchstückhaft; durch seine anfügung soll ein an sich geschlossenes und abgerundetes schriftwerk von meist umfanglicher entstehungs- und erscheinungsdauer auf einen inzwischen erreichten stand der forschung gebracht und sachlich bis auf den tag des druckabschlusses vervollständigt werden [...]

2) das supplement ist ein selbständiges ganzes. nur unter einem übergreifenden gesichtspunkt erscheint es als eine art ergänzung zu einem in sich gerundeten ganzen. in dieser neuen, höheren ganzheit gehören ursprüngliches werk; ding oder sache und supplement als gleichwichtige und wesensnotwendige bestandteile zueinander: das supplement ist nicht mehr dem werk untergeordnet wie in 1, sondern steht gleichwertig neben ihm. diese bedeutung entwickelt sich seit dem 18. jh. [...]

Aufgabe der Erziehung festgeschrieben. Sie soll als ‚Künstliches‘ die Natur zu ihrer Vollkommenheit verhelfen. Die Erziehung als das Supplement der natürlichen Entwicklung wird damit zur notwendigen Bedingung dieser Natur (vgl. Culler 1988: 115 f.).²²

Mit anderen Worten: Ein Supplement ist eine Ergänzung und damit etwas Sekundäres zum Ursprünglichen, das wiederum, sonst bedürfte es nicht der Ergänzung, mit einem Mangel ausgestattet scheint. Dieser Mangel weist auf eine weitere Dimension des Supplements bzw. des damit verbundenen ‚Problems‘ hin. Denn dieser Mangel ist nichts anderes als die nicht volle Anwesenheit dessen was Ursprung, Herkunft, Natur, Original, etc. genannt wird. Das was in der westlichen Philosophie also als Qualität des Ursprungs behauptet wurde ist nicht ‚da‘. Das heißt der Ursprung ist nicht in seinem vollen Sinne präsent. Der Ursprung ist nicht in einem vollen und ganzen Sinne Ursprung. Das Supplement ist so nicht nur Ergänzung, sondern immer auch Ersatz, allerdings nicht, wie z.B. Rousseau dies voraussetzt, ein Ersatz eines Ursprungs, sondern letztlich immer schon Ersatz eines Ersatzes, also Supplement eines Supplements eines Supplements. Das Beispiel an dem dies Derrida verdeutlicht ist die Liebe Rousseaus zu Madame de Varens, die Rousseau ‚Maman‘ nennt. Es wird sehr anschaulich eine Stelle aus Rousseaus Confessionen/Bekenntnisse zitiert, in der er beschreibt, wie er in Abwesenheit Mamans seine Liebe zu ihr äußern konnte, indem er den Vorhang, sein Bett oder auch den Boden, auf dem sie schon gegangen war, küsste. Diese Supplemente sind also Ersatz für ihre Präsenz, so beschreibt

22 Damit ist wenigstens eine Traditionslinie modernen pädagogischen Denkens eröffnet. Diese unterstellt ein pädagogisches Objekt, das sich selbst in der schönsten Weise entwickeln würde, wenn es nicht durch widrige äußere Umstände in dieser Entwicklung gestört würde. Und auch schon hier setzt Rousseau einen Maßstab, in dem er die Zivilisation und, als dessen Materialisation, die Gesellschaft, als die äußeren Umstände identifiziert, die die natürliche Entwicklung verhindern (vgl. Rousseau 1993). Die moderne Erziehung und mit ihr die moderne Pädagogik zielt von Anfang an darauf, den unverdorbenen Ursprung des Menschen wieder zur Geltung zu bringen, in dem der Mensch durch die verdorbene Welt zu sich selbst, zu seiner (natürlichen) Vollendung gebracht wird. Die Figuren Ursprung und Telos erhalten im pädagogischen Denken eine besonders grundlegende Bedeutung. In der Tat tauchen diese Figuren in dieser Bedeutung auch in der Konzeption von Lernberatung wieder auf. Die idealisierte Lernberatungskommunikation zeichnet sich dadurch aus, dass sie frei von Zwängen und Störungen sei. Und als solche freie und ungestörte Kommunikation, eröffnet sie den Zugang zu dem Subjekt als Original, als Identität, das sich nicht verstellt und voll und ganz in der Lernberatungskommunikation präsent wird. Der erhebliche konzeptionelle Aufwand, der betrieben wird, um Störungen und Asymmetrien scheinbar aus der Lernberatungskommunikation auszuschalten lässt sich dann so lesen, dass vermieden werden soll, mit einem Subjekt zu agieren, dass aus der Deckung heraus, man könnte auch sagen, mit einem Hinterhalt kommuniziert, weil dieses nicht das Subjekt als Identität ist sondern nur das Supplement des Subjekts. (Vgl. dazu auch 8.4-8.6.)

dies Rousseau, obgleich aber – und hier wird Rousseau von seinem Text selbst überlistet, wie an einer weiteren Textstelle gezeigt wird – diese Kette der Substitutionen nicht endet mit der Anwesenheit der ‚tatsächlichen‘ Person (vgl. Culler 1988: 117 bzw. Derrida 1983: 262).

„Diese Kette der Substitutionen könnte fortgesetzt werden. Mamans ‚Präsenz‘ bringt sie, wie wir gesehen haben, nicht zum Abschluß. Selbst wenn er sie ‚besäße‘, wie man so sagt, wäre auch dies noch von einer Abwesenheit markiert: „das körperliche Besitzen“, sagt Proust, „wobei man übrigens nichts besitzt“. Und Maman ist selbst nur ein Substitut einer unbekanntenen Mutter, die ihrerseits ein Supplement wäre.“ (Culler 1988: 117; vgl. auch Derrida 1983: 272)

Das Original muss also immer ergänzt und ersetzt werden, da es selbst schon nicht vollkommen ist (was es aber prinzipiell sein sollte). Es scheint so, als ob das Ideal schon nicht ideal ist, sondern mit einem Mangel belegt, der nach einem Supplement (Ersatz & Ergänzung) ruft und damit eben jene Qualität hat, die eigentlich nur der Ersatz selbst haben soll, nämlich nicht voll und ganz zu sein. Wir kommen nicht zum Original, wir haben es immer schon mit Supplementen zu tun – und insofern ist jetzt verständlich, wenn Derrida Rousseau zitierend vermerkt: „Ein Text-Äußeres gibt es nicht.“ (Derrida 1983: 274) Alles ist Text. D.h. alles unterliegt den Regeln, denen Text unterliegt. Das gefährliche Supplement, das uns den Zugang zum Ursprung zu versperren schien, scheint nun Konstituenz unserer Existenz zu sein. Alles ist immer schon in einem Spiel der Differenzen ‚gefangen‘, es gibt keinen ursprünglichen, einfachen, idealen Ausgangspunkt, von dem aus es zu einem Abfall, einem UnFall kommt.

Fassen wir das in den beiden vorhergehenden Abschnitten Vorgestellte zusammen. Es wird ‚das Zentrum‘ in Frage gestellt, es wird die Möglichkeit eines festen, eines archimedischen Punktes, eines Prinzips, das jenseits dieser Welt, also jenseits des Seienden liegt und dieses ‚regiert‘ in Frage gestellt. Es wird vielmehr argumentiert, dass das was Struktur genannt wird, einem Spiel unterliegt, in ein Spiel verwickelt ist. Dieses Spiel folgt den Regeln der Strukturalität von Struktur. Regeln, die sich nichts anderem verdanken als was sie selbst produzieren, nämlich Strukturen, das heißt ein System von Differenzen, also endlose Verweisungszusammenhänge. Es gibt folglich nicht einfach einen Anfang, einen Ursprung, eine Quelle, ein Erstes, ein Prinzip, von dem aus sich alles nachvollziehen oder erklären ließe. Jeder Anfang ist schon in sich gespalten, trägt schon etwas in sich, was vor ihm liegt und was nach ihm kommt. Der Anfang ist immer schon Teil einer Kette, ist immer schon ein Ersatz für ‚den‘ Anfang, ist immer schon eine Ergänzung zu ‚dem‘ Anfang. Es gibt nicht einfach einen Anfang, einen Ursprung, eine Quelle, der oder die *voll und ganz* Anfang, Ursprung und Quelle genannt werden könnte. Was sich aber zeigen lässt sind Supplemente, ‚gefährliche‘ Supplemente, wie Rousseau sie genannt hat, da sie ja nicht

das Original, das Echte, das Ursprüngliche ‚sind‘. Aus einer poststrukturalistischen Perspektive wird aus dem gefährlichen Supplement plötzlich die Bedingung unserer Welt, als für uns bedeutsame Struktur. Wie aber im Durchgang durch den vorgehenden Abschnitt hoffentlich deutlich werden konnte, gibt es aus dieser Perspektive keine Notwendigkeit, diesen Mangel an ‚Originalität‘, an ‚Echtheit‘, an ‚Ursprünglichkeit‘ zu betrauern oder ‚wieder‘ überwinden zu wollen. Die Figur der Überwindung, der Rückkehr zum originalen Zustand und damit der Heimkehr des Menschen zu sich selbst, wie sie zum Beispiel von Rousseau vorgeschlagen wird in seinem ‚Diskurs über die Entstehung der Ungleichheit zwischen den Menschen‘, ist ja nichts anderes als die kritisierte abendländisch-logozentristische Figur ‚selbst‘. Die Figur der Rückkehr, der Rückwege aus der Entfremdung hin zum Ideal ist zugleich der pädagogische Algorithmus schlechthin (vgl. Abschnitt 7.2 und Buck 1984). Derrida führt für diese Bedingung nun etwas ein, was nichts ‚ist‘. Er gebraucht nun einen Namen, der kein Name ‚ist‘. Er beschreibt nun die Bewegung, die diese Effekte hervorbringt, die Bewegung, die aber auch die Möglichkeit der Begrifflichkeit, die Möglichkeit von Struktur hervorbringt. Es handelt sich also um eine Bewegung, die das Original, den Anfang, den Ursprung, die Präsenz möglich macht und diese zugleich wieder begrenzt, verschiebt und aufschiebt – die *différance*.

„Like the supplement, *différance* is maddening. Indeed, the link between *différance* and the supplement is explicit in this section of *Speech and Phenomena*: ‚what is supplementary is in reality *différance*‘ says Derrida: it is the operation of differing which at one and the same time both fissures and retards presence (SP 88). Or as he notes also in the course of the reading of Rousseau in „[...] That Dangerous Supplement [...]“: ‚supplement‘ is ‚another name for *différance*‘ (OG 150). As with the supplement, then, it is a question of something that is ‚neither a presence nor an absence. No ontology can think this operation‘ (OG 314).“ (Royle 2003: 75)

6.5 Der aufgeschobene Unterschied – Die *différance*

In den beiden vorangegangenen Abschnitten wurde der Status des Zentrums und des Originals befragt und umgeworfen. Der folgende Abschnitt setzt an dieser Stelle an und fragt nach dem, was im abendländischen und damit auch pädagogischen Denken die Möglichkeit eröffnet, das Zentrum, das Prinzip, das Original in seiner traditionellen Bedeutung zu denken. Allerdings begrenzt die Eröffnung dieser Möglichkeit zugleich sich selbst wieder. Die *différance* ermöglicht und begrenzt, was wir Präsenz oder Identität zu nennen gewohnt sind. Bezogen auf die Lernberatung ließe sich sagen, dass die *différance* die Möglichkeit eröffnet, überhaupt von einem authentischen

schen, unmittelbaren, sich selbst gegenwärtig sprechenden Subjekt auszugehen. Zugleich wird dieses authentische, unmittelbare, sich selbst gegenwärtig sprechende Subjekt in einem vollen Sinne nicht erreicht, weder von diesem selbst, noch von einer Beraterin. Dabei ist – und das wird sich später noch zeigen – besonders interessant, das der Anspruch an das Subjekt vor allem, wenn nicht ausschließlich auf der Seite des zu Beratenden formuliert wird. Der Anspruch auf die anwesende Identität des Subjekts, um dieses erkennen und beraten zu können, wird notwendig verfehlt, weil hier die *différance* den Aufschub und die Differenz des Subjekts bewirkt.

Es könnte leicht der Eindruck entstehen, dass wir im Zentrum des grammatologischen Begriffskosmos angelangt sind, wenn wir uns nun mit der *différance* beschäftigen. In der Tat ist das durchkreuzte Konzept, also das doppelt durchgestrichene Konzept, die ~~Différance~~, ein Anfang, eine Art *Urschrift* und *Urspur* (vgl. Derrida 1988b: 42). Die *différance* ist ein Nicht-Konzept, das den grundlosen Boden auf dem wir stehen bewegt. Es ist zugleich ein besonderer Begriff, da er mehrere Aspekte, mehrere Merkmale dessen aufzeigt, was für die Kritik des abendländisch-logozentristischen Denkens aus einer grammatologischen Perspektive grundlegend ist.²³ Der Essay ‚Die *différance*‘ (Derrida 1988b: 31-56), der im Jahr 1967 entstanden ist und 1968 zuerst öffentlich wurde, ist voll von Anspielungen, von Verknüpfungen zu anderen Texten. Besonders wichtig sind aber im Besonderen drei Namen und die mit diesen Namen verknüpften Texte. Es handelt sich um Nietzsche, Freud und Heidegger. Die *différance* ist also nicht nur nicht einfach ein Begriff, sie ist auch nicht einfach Derridas, Nietzsches oder Freuds Begriff oder Konzept. Die *différance* kann nicht exponiert werden, da sie nicht anwesend ist, sondern vielmehr ‚ist‘ sie das, „was die Gegenwärtigung des gegenwärtig Seienden ermöglicht“ (Derrida 1988b: 34). Die *différance* ‚ist‘ das ‚Konzept‘, das Konzepte möglich macht. Wir sollten sie daher als Konzept nur in Anführungszeichen stellen. In unserem Fall nehmen wir die Kursivschrift für die, das heißt anstelle der Anführungszeichen. Bei Nietzsche und Freud, so Derrida, erscheint die *différance* „fast namentlich in ihren Texten, an jenen Stellen, wo alles im Spiel ist.“ (Derrida 1988b: 46). „In each case it is a matter of how these thinkers, put consciousness into question in its assured certainty of itself.“ (Royle 2003: 76) Es geht um ein In-Frage-stellen. Und langsam nähern wir uns dem Feld, an dem unmittelbar pädagogisches Denken anschließt. Dem Feld, auf dem es um den Status des Subjekts und die Funktion des Bewusstseins als Selbstgegenwart geht. Dieser Aspekt des Infragestellens des Bewusstseins als Bewusstsein seiner Selbstgegenwart (vgl. Derrida 1988b: 45) wird später noch besonders hervorzuheben sein (vgl. den Abschnitt ‚Das apokryphe Subjekt‘ in dem das Subjekt als nachträgliches eingeführt wird. Diese Nachträglichkeit bezieht sich nicht allein auf seine Stellung zur Sprache,

23 Und es ist kein Begriff, es ist nicht einmal ein Wort (vgl. Derrida 1988b: 36).

sondern auch auf seine Anwesenheit, seine Selbstpräsenz. Insofern das was wir Subjekt nennen ebenfalls durch die *différance* markiert ist, ist das Bewusstsein immer ein aufgeschobenes und anderes Bewusstsein. Die *différance* bezeichnet den Unterschied der Gegenwart mit sich selbst (vgl. Royle 2003: 74).

Ausgangspunkt ist ein Buchstabe, ein Buchstabe, der indifferent bleibt im gesprochenen und gehörten Wort (das es nicht gibt), im Vergleich zu dem Wort (das es sehr wohl gibt): *différance* – différence. Ausgangspunkt ist „eine vorläufige und approximative semantische Analyse“, die „uns bei, was auf dem Spiel steht, leiten wird“ (Derrida 1988b: 36). Derrida greift auf eine zweifache Bedeutung des lateinischen *differre* zu. Dieses *differre* meint „die Tätigkeit, etwas auf später zu verschieben, [...] die Temporisation“ und meint auch „nicht identisch sein, anders sein“ und das bedeutet ‚Distanz‘, also an anderem Ort sein oder Verräumlichung (Derrida 1988b: 36).²⁴ Wir haben es also mit einem Wort zu tun, indem die Verzeitlichung und die Verräumlichung verbunden werden. Kimmerle weist darauf hin, dass Derrida die Koppelung von Raum-Werden der Zeit und Zeit-Werden von Raum bei Hegel aufnimmt und bei Heidegger wiederfindet und radikalisiert.²⁵ Zugleich weist Derrida auf die Endung von *différance* hin. Im Französischen findet sich die Endung ‚ance‘ zwischen dem Aktiv und dem Passiv verharrend. Die *Différance* lässt sich weder einfach als aktiv noch als passiv bezeichnen. Vielmehr bezeichnet sie eine ‚mediale Form‘, die „weder als Erleiden noch als Tätigkeit eines Subjektes, bezogen auf ein Objekt, weder von einem Handelnden noch von einem Leidenden aus, weder

24 „*Différer* in diesem Sinne heißt temporisieren, heißt bewußt oder unbewußt auf die zeitliche und verzögernde Vermittlung eines Umwegs rekurrieren, welcher die Ausführung oder Erfüllung des ‚Wunsches‘ oder ‚Willens‘ suspendiert und sie ebenfalls auf eine Art verwirklicht, die ihre Wirkung aufhebt oder temperiert. Und wir werden – später – sehen, inwiefern die Temporisation auch Temporalisation und Verräumlichung ist, Zeit-Werden des Raumes und Raum-Werden der Zeit; ‚originäre Konstitution‘ von Zeit und Raum würde die Metaphysik oder die transzendente Phänomenologie in jener Sprache sagen, die hier kritisiert und verschoben wird.“ (Derrida 1988b: 36)

25 Die Zeit sei bei Hegel, im Jenaer Systementwurf zur Logik, Metaphysik, Naturphilosophie (1804/05), Gegenwart und als solche, eine differente Beziehung zur Vergangenheit und zur Zukunft. In dieser Verfassung als Unterscheidung zwischen Vergangenheit und Zukunft ist sie Raum. Und zugleich ist die Verfassung des Raums auch ein Zeit-Werden, insofern Raum nichts als ein Verweisungszusammenhang ist der im sich-unterscheiden auch einen Aufschub impliziert. Diese Unterscheidung taucht bei Heidegger wieder auf in der so genannten ‚ontologischen Differenz‘. Während Heidegger aber ausdrücklich die Frage nach dem Sinn von Sein stellt geht Derrida in gewisser Weise darüber hinaus, da die *différance* Spur bleibt, nicht einfach anwesend wird, sondern die Bedingung der Unterscheidung von An- und Abwesenheit selbst ist (vgl. Kimmerle 2000: 80 ff.).

von diesen Termini ausgehend noch im Hinblick auf sie, sich denken läßt.“ (Derrida 1988b: 37)

Wir sehen hier eine weitere Anspielung auf den Status des Subjekts, der noch wichtig werden wird und der die pädagogischen Verhältnisse kompliziert.²⁶ In der Argumentation nimmt Derrida den semiotischen Faden auf, um die *différance* zu beschreiben und geht von einem Zeichenbegriff aus, wie er von den „meisten semiologischen oder linguistischen Untersuchungen, die heute das Feld des Denkens beherrschen“ gebraucht wird (Derrida 1988b: 39). Dieser Ausgangspunkt oder dieser Fluchtpunkt der Semiologie und Linguistik ist – Derrida macht darauf aufmerksam – ‚zu Recht oder zu Unrecht‘ Saussure bzw. im Besonderen die ihm zugeschriebenen ‚Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft‘ und der darin verwendete Zeichenbegriff²⁷. „Das Zeichen, so sagt man gewöhnlich, setzt sich an die Stelle der Sache selbst, der gegenwärtigen Sache, wobei ‚Sache‘ hier sowohl für die Bedeutung als auch für den Referenten gilt.“ (Derrida 1988b: 37)

Das Zeichen, so die Auffassung der Semiologie und Linguistik, ist also ein Ersatz für etwas *Gegenwärtiges*. Es ist der Ersatz für etwas *Gegenwärtiges*, das gerade nicht gegenwärtig/anwesend ist. Man könnte auch sagen: Das Zeichen ist die Darstellung des Seienden in seiner Abwesenheit. „Das Zeichen wäre also die aufgeschobene (*différée*) Gegenwart“ (Derrida 1988b: 38). Im Kontext einer solchen, von Derrida klassisch genannten, Semiologie ist das Zeichen, als Ersatz für das gegenwärtig Seiende, etwas Sekundäres, etwas Vorläufiges. Das Zeichen ist der ursprünglichen und nicht anwesenden Präsenz nachgeordnet. Es geht Derrida nun darum, diesen sekundären Charakter des ‚Ersatzes‘ in Frage zu stellen. Und diese In-Frage-Stellung hat zwei Folgen.

Die *différance* ließe sich nicht mehr unter dem Titel des ‚Zeichens‘ führen, da das Zeichen stets eine Gegenwart repräsentiert und in einem Denk- bzw. Sprachsystem entwickelt wurde, in dessen Zentrum die Präsenz steht. Das heißt das Zeichen verdankt sich einem System, das von der Präsenz ausgehend und auf diese hin reguliert wird (vgl. Derrida 1988b: 38). Das heißt das Zeichen ist per Definition der Ersatz für das abwesende Gegen-

26 Vgl. auch Abschnitt 6.6, in dem die Figur des apokryphen Subjekts eingeführt und 8.6, in dem diese Figur am Beispiel des Subjekts in der Lernberatung aufgenommen wird.

27 Hier findet sich ebenfalls eine Doppeldeutigkeit: Die ‚Grundfragen‘ sind nicht von Saussure selbst verfasst worden, sondern sind der Zusammenschritt von vier Vorlesungsmitschriften ehemaliger Studierender. Diese haben Saussure also die Grundfragen ‚zugeschrieben‘. Dieses Beispiel zeigt, wie sich die Bedeutung von ‚jemandem etwas zuschreiben‘ verändern kann. Üblicherweise heißt ‚jemandem etwas zuschreiben‘, dass das was diesem jemand zugeschrieben wird, von diesem herkommt. In Wirklichkeit ist der Vorgang genau umgekehrt. Die Herkunft wird von einem anderen diesem ersten ‚zugeschrieben‘. Das was also mir zugeschrieben wird, wird mir immer von anderen zugeschrieben.

wärtige/Seiende. Die *différance* kann dann kein Zeichen mehr sein, wenn sie nicht der Ersatz für etwas anderes wäre, wenn sie nichts anderes repräsentieren würde. Zweitens wird die „Autorität der Anwesenheit oder ihres einfachen symmetrischen Gegenteils, der Abwesenheit oder des Fehlens, in Frage“ gestellt (ebd. S. 38). Derrida untersucht die Grenze, die uns nötigt, „den Sinn von Sein überhaupt als Anwesenheit oder Abwesenheit in den Kategorien des Seienden [...] zu gestalten“ (ebd. S. 38; vgl. auch Derrida 1983: 26).

Wie aber kommt es zu diesem Zweifel an der Präsenz|Absenz-
Opposition? Wie kommt es zu der In-Frage-Stellung der Vorstellung des Zeichens als sekundärem Ersatz eines (sich) gegenwärtigen Seienden? Derrida versucht diese Frage zu beantworten, indem er zeigt, wie sich die „*différance* als Temporisation und die *différance* als Verräumlichung verbinden.“ (Ebd. S. 39) Diese Verbindung wird semiologisch argumentierend vorgestellt. Im Anschluss an Saussure kann davon gesprochen werden, dass ein Zeichen ‚beliebig‘/‚arbiträr‘ und differentiell ist. Diese Auffassung von der Konstitution des Zeichens war, mit Saussure insofern neu, als sie sich gegen die Vorstellung des Zeichens als positive Einheit wendet. Ein Zeichen ist nach Saussure eben nicht auf eine substantielle Weise mit der Bedeutung oder dem Referenten verbunden, das es bezeichnet. Das heißt das System der Zeichen wird nicht konstituiert über die Gegenstände (Referenten oder Konzepte) die es gibt, sondern nur durch die Differenzen. Saussure geht sogar so weit zu sagen, dass das System der Zeichen tatsächlich ausschließlich aus Differenzen besteht: „[...] eine Verschiedenheit setzt im allgemeinen positive Einzelglieder voraus, zwischen denen sie besteht; in der Sprache aber gibt es nur Verschiedenheiten ohne positive Einzelglieder.“ (Saussure 2001: 143) Wenn es nur Verschiedenheiten gibt und Sprache nichts anderes ist als ein System von Relationen, ein System von Beziehungen, ein System von Differenzen, dann bedeutet das für das Zeichen, dass es nie *voll* und *ganz* bei sich sein kann bzw. sich nie *nur* auf sich selbst beziehen kann. Dazu ist es vielleicht hilfreich, sich den Saussurschen und von Derrida klassisch genannten Zeichenbegriff noch einmal zu vergegenwärtigen. Schon Saussure verwendet eine, der folgenden sehr ähnliche, Abbildung in seinen ‚Grundfragen‘ zur Veranschaulichung des Zeichens.

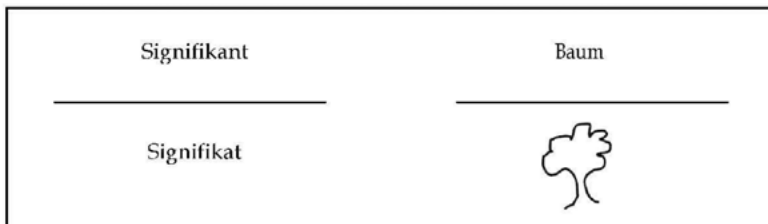


Abbildung 1: Die Zweiheit des Zeichens

Man kann also sehen, dass das Zeichen zweigeteilt ist. Über dem Trennstrich steht der Signifikant, darunter das Signifikat. Der Signifikant des Zeichens ist das Lautbild, der materielle Teil des Zeichens, das Bezeichnende. Das Signifikat ist das Bezeichnete, also das Konzept oder der Referent, das oder der mit dem Signifikanten bezeichnet wird. Diese Darstellung suggeriert allerdings noch immer, trotz der Saussurschen Merkmale der Arbitrarität und der Differentialität, dass das Zeichen für sich alleine eine Bedeutung haben könnte, das also der Signifikant auf ein Signifikat hin orientiert ist. Schon in Saussures Grundfragen wandelt sich diese Vorstellung des Zeichens. In Anlehnung an Lacan, der die Unstimmigkeit des Verhältnisses zwischen Signifikant und Signifikat ausführt, zeigt aber folgende Abbildung deutlicher, wie Zeichen funktionieren bzw. was die Aussage, ein Zeichen sei nie ganz bei sich und verweise immer auf andere Zeichen, bedeutet.

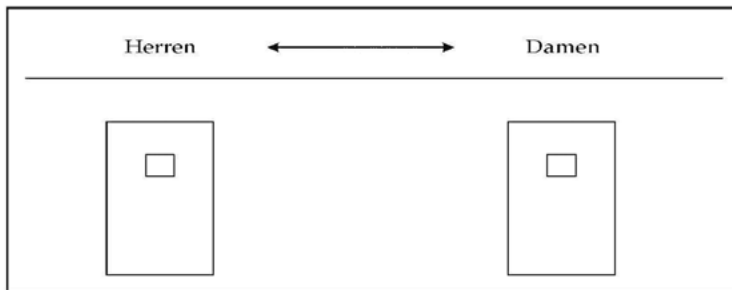


Abbildung 2: Das Zeichen als Verweis

Der Signifikant ‚Herren‘ verweist weniger auf ein Signifikat ‚Herrentoilette‘, als vielmehr auf einen anderen Signifikanten ‚Damen‘. Die Bedeutung des Signifikanten ‚Herren‘ lässt sich also nicht ableiten aus seinem Signifikat, sondern ausschließlich aus dem Kontext seines Vorkommens.

Um dies an einem Beispiel deutlich zu machen: Wenn wir des Deutschen nicht mächtig wären und wollten trotzdem wissen was das Wort, der Signifikant Kuh bedeutet, dann könnten wir in einem Wörterbuch nachschlagen. Dort könnten wir folgenden Eintrag entdecken: „weibliches Hausrind (nach dem ersten Kalben) [...] weibliches Tier von Rindern, Hirschen, Elefanten, Giraffen, Flusspferden u.a. [...]“. Mit anderen Worten: Anstelle die Bedeutung des Wortes Kuh zu erfahren finden wir andere Worte, weitere Signifikanten. Man müsste jetzt also diese nachschauen und würde so weiter fortfahren können. Man kommt niemals bei einem endgültigen Signifikanten und ebenso wenig bei einem stabilen endgültigen Signifikat an. Weil jede potenzielle Bedeutung, jedes Signifikat wiederum die Position eines Signifikanten einnimmt. Man erreicht niemals die letzte Ebene der Signifikate, der Bedeutung – man bewegt sich in einer endlosen Schleife von Signifikanten, die auf Signifikate verweisen, die zugleich als

Signifikanten funktionieren. „Die strukturalistische Entdeckung der differentiellen Bedeutungskonstitution nötigte zu der Einsicht, daß die Worte nicht zeichenintern auf eine Bedeutung fixiert sind, sondern das ihr Sinn vom Feld des Auftauchens abhängt. Lacan bringt das auf die Formel: „Das Wort ist nicht Zeichen, sondern Bedeutungsknoten“ (Lacan 1980: 142)“ (Welsch 1996: 280) Das heißt nun aber nichts anderes, als das das Zeichen nicht mit sich selbst identisch ist, sondern immer schon gespalten. Derrida stellt damit im Anschluss an Lacan die Auffassung, dass Zeichen als Ersatz für das Gegenwärtige funktionieren, in Frage. Er geht vielmehr davon aus, dass alles, was signifiziert werden kann, also alles was Bedeutung haben kann nicht einfach ‚gegenwärtig‘ ist, insofern uns dieses Signifikante nur als Zeichen, als Markierungen signifikant werden. Das Zeichen, die Signifikation ist aber schon von Anfang an nicht identisch. Das Zeichen ist, so war die Definition der Semiologie und Linguistik im Anschluss an Saussure, nur insofern ein Zeichen, als es eine Differenz ist, die im Spiel mit anderen Differenzen ein System bildet. Ein Zeichen bezieht seine Bedeutung also eben nicht, wie oben schon einmal angedeutet, aus einem irgendwie präsenten Seienden, sondern allein aus seinen Beziehungen, seinen Relationen zu anderen Zeichen, also anderen Differenzen. Das meint die Aussage: Ein Zeichen kann sich nie *voll* und *ganz* auf sich beziehen. Es bezieht sich immer auch auf andere Elemente eines Systems. Ein Zeichen wird zu einem Zeichen, indem dessen Signifikant auf andere Signifikanten verweist. Und dieser Zusammenhang, dieses Netz an Beziehungen, sind die Spuren von denen schon die Rede war. Die *différance* ‚ist‘ die Spur, die Gespaltenheit, die Verschiebung und Aufschiebung von Präsenz und Identität (vgl. Royle 2003: 76). Sie sorgt dafür, dass jedes Zeichen, jede Markierung schon gespalten, verschoben und aufgeschoben ist. „Die *différance* ist der nicht-volle, nicht-einfache Ursprung der Differenzen. Folglich kommt ihr der Name Ursprung nicht mehr zu.“ (Derrida 1988b: 40)²⁸

Greifen wir wieder auf ein Beispiel zurück, um das, was die *différance* hervorbringt zu verdeutlichen. In einer Erwiderung Derridas auf eine Kritik durch Searle an seinem Essay ‚Signatur Ereignis Kontext‘, in ‚Limited Inc.‘²⁹ greift Derrida das Beispiel einer ‚shopping list‘ auf. Dieses Beispiel wird von Searle eingeführt, um auf die Möglichkeit der Präsenz auch in der geschriebenen Sprache hinzuweisen. Nun reagiert Derrida, indem er darauf hinweist, dass er die Möglichkeit der Präsenz nicht oder sogar nie ausgeschlossen hat, aber auf die strukturelle Möglichkeit der Abwesenheit auf-

28 An genau dieser Stelle grenzt sich das ‚Konzept‘ der *différance* auch von der negativen Theologie und vom logozentristischen Denken ab. Die *différance* ist nicht einfach ein weiterer Name für den Ursprung oder das Zentrum, sie ist die Bedingung dessen, was wir Ursprung oder Zentrum nennen, ohne selbst Ursprung zu sein.

29 Die Bezeichnung Limited Inc. entspricht etwa einer ‚Gesellschaft mit beschränkter Haftung‘ (GmbH).

merksam macht. Und weiter, dass wenn diese Möglichkeit der Abwesenheit strukturellen Charakter hat, dann auch diese *notwendig* zur Struktur von Zeichen zu zählen ist und nicht einfach in der Analyse ausgeschlossen werden kann. Derrida greift also auf das Beispiel der ‚shopping list‘ zurück, um diesen Einwand, diese strukturelle Möglichkeit der Abwesenheit noch einmal vorzuführen.

„Im selben Augenblick, in dem ‚ich‘ eine ‚shopping list‘ mache, weiß ich („wissen“ nenne ich aus Bequemlichkeit die Beziehung, die ich notwendigerweise zu diesem Ziel habe, das gerade dabei ist zu entstehen), daß sie eine solche nur sein wird, wenn sie meine Abwesenheit impliziert, wenn sie sich schon von mir ablöst, um jenseits meines ‚anwesenden‘ Aktes zu funktionieren, und wenn sie zu einem anderen Augenblick brauchbar ist, in meiner Abwesenheit, in Abwesenheit des jetzt-anwesenden-Ich [...] Der Sender und der Empfänger der *shopping-list* sind nicht derselbe: selbst wenn sie denselben Namen tragen und sich auf die Identität des Ichs stützen können.“ (Derrida 2001a: 83)³⁰

Ich bin also als Autor der Einkaufsliste nicht derselbe wie der, der durch den Supermarkt schlendert?³¹ Und ich schreibe eine Einkaufsliste nur, weil ich weiß, dass sich das gerade so verhält? Wenn ich durch den Supermarkt gehe, mir vor dem Gemüse stehend überlege, was ich denn einzukaufen habe, meine Einkaufsliste hervorziehe, dann bin ich (hier der Empfänger) nicht derselbe wie der Sender. Hätte ich das nicht von vorneherein gewusst, wäre mir nicht schon in dem Moment, indem ich die Einkaufsliste zu schreiben begann, klar gewesen, dass ich im Supermarkt, vor dem Gemüse stehend, nicht mehr derselbe sein werde wie in dem Moment, in dem ich den Kugelschreiber auf das Blatt Papier sinken lasse, um darauf Zeichen zu hinterlassen, hätte ich von Anfang an keine Einkaufsliste zu schreiben begonnen. Denn, wenn ich gewusst hätte, dass ich derselbe sein würde im Supermarkt, vor dem Gemüse stehend, dann hätte ich ja als derselbe, unmittelbar dasselbe gewusst wie derjenige, der in einem vorhergehenden Augenblick diese Liste schreiben konnte.

30 Auch hier finden wir, neben der uns gerade umtreibenden Frage nach dem Geheimnis der Iterabilität des Zeichens, also dessen Funktionieren, dessen strukturell notwendiges Funktionieren auch sowohl in der Abwesenheit des Empfängers als auch des Senders, einen Hinweis, vielleicht sogar einen bedeutenden Hinweis auf eine für die Theorie und Praxis der Lernberatung zentrale Frage: Wer ist der Klient? Wer ist der Sprecher hinsichtlich dessen, worüber der Sprecher spricht? Anders ausgedrückt: Derrida behauptet hier, dass – in unser Lernberatungssetting transformiert – der Sender (z.B. der Klient), der über ein ‚Lernthema‘ spricht, also seine Lernpraxis bespricht, nicht derselbe ist, von dem er spricht. Aber ich schweife ab, dazu mehr in den Abschnitten zum apokryphen Subjekt und zur ‚echten‘ Kommunikation.

31 Die folgenden Äußerungen orientieren sich an Royle, der das ‚shopping list‘-Beispiel Derridas aufschließt (vgl. Royle 2003: 76 ff).

Damit die Einkaufsliste funktionieren kann, müssen die in ihr vorkommenden Zeichen ein bestimmtes Merkmal aufweisen, sie müssen lesbar sein. Aber was heißt hier ‚lesbar‘? Lesbar ist ein Zeichen als Element eines Systems, weil es als dieses Element wiederholbar ist. Lesbar ist das Zeichen, weil es ohne mich funktioniert. Lesbar ist das Zeichen, weil es unabhängig von Sender, unabhängig von Empfänger und unabhängig von einem konkreten Kontext funktioniert. Derrida nennt dieses Merkmal des Zeichens, seine Iterabilität. Die Zeichen müssen iterabel sein, um lesbar zu sein. Ein Wort kann folglich nur dann bedeutsam (signifikant) und damit zu einem Zeichen werden, wenn es wiederholbar, iterabel ist. Die Iterabilität des Zeichens gewährt also dessen Funktionieren unabhängig von Sender, Empfänger und Kontext. Funktionieren meint dabei nichts anderes, als die Möglichkeit der Signifikation (der Bedeutungsgewinnung). Jedes Element, jedes Zeichen auf einer Einkaufsliste muss iterabel sein, sonst ließe es sich nicht lesen. Die Wiederholbarkeit als ein Merkmal der Signifikation verweist immer auf frühere Elemente, Zeichen oder Einkaufslisten und zugleich auf noch kommende. „It is always possible that I will die in a road accident on my way to the supermarket, but my shopping list should still be readable by, for example, you (should you happen for some sad reason, to be interested in the posthumous persual of my shopping list).“ (Royle 2003: 78) Die Lesbarkeit einer Einkaufsliste ist unabhängig vom Sender, dessen Intentionen, dem gedachten Empfänger und des Kontextes der konkreten Einkaufsliste, weil die Elemente der Einkaufsliste iterabel sind.³² Sie sind wiederholbar, weil sie nicht isoliert sind, sondern Elemente eines Systems, eines Systems von Differenzen. „Die *différance* bewirkt, daß die Bewegung des Bedeutens nur möglich ist, wenn jedes sogenannte ‚gegenwärtige‘ Element, das auf der Szene der Anwesenheit erscheint, sich auf etwas anderes als sich selbst bezieht, während es das Merkmal (*marque*) des vergangenen Elements an sich behält und sich bereits durch das Merkmal seiner Beziehung zu einem zukünftigen Element aushöhlen läßt [...]“ (Derrida 1988b: 42) Die *différance* ermöglicht also das Gegenwärtige, aber nur als Gespaltenes, als nicht-volle Präsenz, als abwesende Anwesenheit. Die *différance* ist eine Bewegung, die Anwesenheit und Abwesenheit bedingt und selbst nicht einfach von dieser Opposition her gedacht werden kann. Sie bewirkt das (unendliche) Spiel der Differenzen und diese bringen sie hervor. Sie ist nicht der Anfang der Kette der Supplemente, sie ist nicht endlich der lange gesuchte Ursprung, sondern sie ist die Bewegung, die die Möglichkeit des

32 Zugleich sehen wir hier einen zentralen Hinweis auf den Grund der Analyse von Aussagen zur Lernberatung. Wie für die Einkaufsliste gilt auch für die Lernberatung, dass die Aussagen in dieser unabhängig von den Intentionen des Senders und der Verfassung des Empfängers und unabhängig vom Kontext funktionieren. Damit ist aber nicht gesagt, dass der Kontext keine Bedeutung für die Aussage hätte, sondern genau das Gegenteil: Der jeweilige Kontext bestimmt die Bedeutung der Aussage.

Ursprungs möglich macht. Und zugleich ist sie die Bewegung, die bewirkt, dass dieser Ursprung nie ein einfacher (gewesen) sein kann, sondern immer schon ein gespaltener ist. Es gibt also keinen Ursprung, kein Gegenwärtiges, kein Zeichen, das einfach präsent wäre. Es gibt keinen Text, der präsent wäre, es gab keinen Text, der präsent war und es wird keinen Text geben, der präsent sein wird.³³ Ein Text ist niemals rein, im Sinne von ganz bei sich, ebenso wenig, wie ein Zeichen nur auf sich selbst verweisen könnte. Text besteht aus nichts als Spuren. Spuren, die in die Vergangenheit weisen. Spuren, die in die Zukunft weisen. Dieses Spur-sein macht Text überhaupt lesbar.³⁴ Das heißt die Spur ermöglicht die Signifikation, die Generierung von Bedeutung.

Die Möglichkeit der Signifikation erfordert aber eben auch die notwendige Möglichkeit des Bruchs von Text mit seinem ‚originalen‘ Kontext. Text ist nur insoweit Text, als er unabhängig von Sender, Empfänger und Kontext funktionieren kann, indem er von der *différance* bewegt wird, also sich unterscheidet, unterschieden ist, verschoben werden kann und sich verschiebt und so die Möglichkeit zur Signifikation gibt. Das heißt nicht, dass das Konzept der Präsenz in seiner praktischen und alltäglichen Relevanz gezeugnet werden soll. Auch weiterhin wird niemand in seiner alltäglichen Wirklichkeit ohne Festlegungen oder Termine auskommen.³⁵ Wir benötigen weiterhin die Codes, mit denen wir Raum und Zeit verknüpfen, um Komplexität zu reduzieren und diese dann gewonnene Ordnung festzuhalten. Es geht also weniger darum das Konzept der Präsenz zu destruieren – ebenso wie es nicht darum geht, das Subjekt loszuwerden. Vielmehr geht es hier darum Präsenz, Identität und Subjekt über dem gespaltenen Grund der *différance* zu denken (vgl. Royle 2003: 79). Für die Lernberatung bzw. die theoretische Konzeption von Lernberatung besteht die Herausforderung darin, die in ihr zentralen und konstitutiven Elemente der Präsenz und Identität der Subjekte vor dem Hintergrund von abwesender Anwesenheit und nichtidentischer Identität zu überdenken.

Es geht mithin um die Frage, das Problem des Bewusstseins als Selbstgegenwart zu denken bzw. darum den Folgen nachzuspüren, die die Bewegung der *différance* hat, für das Bewusstsein als Selbstgegenwart, für das

33 Mit Text ist hier nicht das gemeint, was wir in der Alltagssprache unter einem Text verstehen, also eine Menge an Wörtern, die auf einem Datenträger (digital oder analog) vorliegen. Vielmehr meint Text hier die Textualität unseres Wissens, die textuelle Organisation unserer Welt, insofern sie uns in Zeichen zugänglich und bedeutsam ist.

34 Darüber hinaus kann schon gesagt werden, dieses Spur-Sein von Zeichen macht Kommunikation überhaupt möglich.

35 Das Wort Termin ist von terminus entlehnt und bedeutet ‚festgelegter Punkt‘, ‚Endpunkt‘ aber auch ‚Grenzpunkt‘, ‚-linie oder Grenze‘. Insofern schwingt sogar etymologisch der Übergang, die Schwebung, die Verschiebung im Endpunkt bzw. in der Festlegung mit.

moderne Subjekt. Um mit Royle zu sprechen, geht es also nicht darum, das Subjekt zu verabschieden, es zu zerstören oder zu verdrängen, sondern es geht darum, das Subjekt neu zu denken. Aber warum soll das Subjekt neu gedacht werden, welchen Einfluss hat das in den vorhergehenden Abschnitten Vorgestellte auf das ‚moderne Subjekt‘? Um es vorweg zu nehmen und es überrascht an dieser Stelle vielleicht nicht mehr: Der Angriff auf das Subjekt zielt auf seinen Status als Zentrum, als Sprecher, als Macher, als Agent, Autor und Herr der Welt. Die These, die ich hier weiterverfolge, ist die, dass das Subjekt nachträglich oder apokryph ist.

6.6 Das apokryphe Subjekt

„Vor dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts existierte der Mensch nicht.“ (Michel Foucault³⁶)

Mit dem apokryphen Subjekt ist auf die Nachstellung des Subjekts verwiesen. Im Gegensatz zu einer modernen Auffassung, eröffnet der poststrukturalistische Blick ein Subjekt, das weder ‚Herr im eigenen Hause‘ ist, noch ‚Herr in diesem Hause‘ werden kann, um die Metapher Freuds aufzunehmen. Die Nachträglichkeit des Subjekts, verstanden als abwesende Anwesenheit und anwesende Abwesenheit weist hier auf eine Problemstellung in der Lernberatung hin. In der Lernberatung wird das sich selbst gegenwärtige, das anwesende Subjekt unterstellt bzw. herzustellen versucht. Es wird davon ausgegangen, dass die Präsenz des Subjektes möglich ist. Diese Präsenz wird als notwendige Bedingung ‚erfolgreicher‘ Lernberatung verstanden. Der folgende Abschnitt untersucht die Möglichkeit dieses sich selbst gegenwärtigen Subjekts und verweist auf die Frage nach der Möglichkeit einer Lernberatung ohne anwesendes.

Warum wird das Subjekt hier apokryph genannt? Das Prädikat unterstellt, dass das Subjekt, nachträglich, hinzugefügt, unecht und zweifelhaft ist hinsichtlich seines abendländisch-logozentristischen Status. Damit wird auf eine bestimmte Vor-Stellung oder Prä-Position von Sprache angespielt. Sprache hier in einem weiten Sinne als System von Markierungen, das als Struktur bezeichnet wurde. Einer Struktur, die sich in Diskursen entäußert bzw. in den, als Materialisation der Diskurse zu verstehenden, diskursiven Praktiken. Diese Figur der Vorgängigkeit der Sprache vor dem Subjekt ist eine strukturalistische und poststrukturalistische Position, die bei Saussure ebenso zu finden ist wie bei Lacan, Althusser, Foucault oder Deleuze/Guattari und Derrida.³⁷ Auch hier sind die genannten Namen nicht die

36 Foucault 1974: 373.

37 Für Lacan vgl. Lacan 1973, Lacan 1975, Lacan 1980; für Althusser v.a. Althusser 1977 und für Foucault vgl. Foucault 1974; für Deleuze/Guattari vgl. Deleuze und Guattari 1992.

Väter der Vorstellung der Nachstellung des Subjekts. Butler zeigt, dass schon in der Bewegung des Hegelschen Subjekts eine solche Nachträglichkeit sich andeutet.³⁸ In diesem Fall kann z.B. Nietzsche, aber auch Novalis genannt werden (vgl. Novalis 1981). Dörfler zeigt sogar, dass in gewisser Weise auch bei Habermas, der theoretisch in den siebziger und insbesondere den achtziger Jahren als Gegenspieler der genannten Autoren galt, dass also auch bei Habermas, der Sprache als Symbolwelt eine Art Primat vor dem Subjekt zugestanden wird (vgl. Dörfler 2001: 130). In der Diktion Derridas ausgedrückt lautet die Aussage folgendermaßen: „Nichts – kein präsent und nicht differierend Seiendes – geht also der *différance* voraus. Es gibt kein Subjekt, das Agent, Autor oder Herr der *différance* wäre und dem sie sich möglicherweise empirisch aufdrängen würde. Die Subjektivität ist – ebenso wie die Objektivität – eine Wirkung der *différance*, eine in das System der *différance* eingeschriebene Wirkung.“ (Derrida 1986: 70) Das Subjekt ist also nicht Herr der *différance*. Das Subjekt ist nicht der Grund auf dem wir stehen, nicht das Zentrum, das die Welt organisiert, sondern eine Wirkung von etwas ihm Vorhergehenden. Das Subjekt verdankt sich der *différance*.³⁹ Bevor wir diesen Faden weiter aufnehmen, soll aber zuerst das Objekt deutlicher hervorgearbeitet werden. Was also hat es mit dem modernen Subjekt auf sich?

38 Vgl. Butler 2001: 8.

39 „Beziehen wir uns noch einmal auf die semiologische Differenz: woran hat Saussure uns vor allem erinnert? Daß „das Sprachsystem (das also nur aus Differenzen besteht) nicht eine Funktion des Sprechenden Subjekts ist“. Dies impliziert, daß das Subjekt (Selbstidentität oder eventuell Bewußtsein der Selbstidentität, Selbstbewußtsein) in das Sprachsystem eingeschrieben eine ‚Funktion‘ des Sprachsystems ist, nur zum *sprechenden* Subjekt wird, wenn es sein Sprechen, selbst in der sogenannten ‚Schöpfung‘, selbst in der sogenannten ‚Überschreitung‘, an das Vorschriftensystem der Sprache als System von Differenzen oder zumindest an das allgemeine Gesetz der *différance* angleicht, indem es sich nach dem Prinzip der Sprache (*langue*) richtet, von der Saussure sagt, sie sei, „die menschliche Rede (*langage*) abzüglich des Sprechens (*parole*)“. (Derrida 1988b: 44; Saussure zitiert aus den Grundfragen: 91 u. 22)

Exkurs: Das Subjekt

„Denn es ist ein, wie es scheint, eingeborenes und völlig zwanghaft wirkendes Bedürfnis aller Menschen, daß jeder sein Ich als eine Einheit sich vorstelle. Mag dieser Wahn noch so oft, noch so schwer erschüttert werden, er heilt stets wieder zusammen.“ (Hermann Hesse⁴⁰)

Es ist kein Zufall, dass im Zusammenhang mit dem Subjekt die Frage nach der ‚Herrschaft‘ auftaucht. Bedeutet das lat. *subiectum* eben nicht nur das ‚Darunterliegende‘ im Sinne des (letzten) Grundes, sondern auch das ‚Daruntergeworfene‘ als Unterworfenes. In eben dieser Spannung, in dieser Lücke, die sich schon über die Etymologie eröffnet, hat sich die Bedeutung des Subjekts und dessen was man für ‚subjektiv‘ hält nicht nur gewandelt, sondern geradezu umgekehrt.⁴¹ So galt für Aristoteles bis in die mittelalterliche Philosophie ‚*subiectum*‘ als die Substanz, „das wirkliche vom Erkennen unabhängige Sein. Erst später erhält ‚subjektiv‘ die entgegengesetzte Bedeutung [...] indem es zur Bezeichnung der Abhängigkeit des Objekts vom Subjekte dient [...]“ (Wörterbuch der philosophischen Begriffe 1910: 1435 f.)

Der letzte Halbsatz weist auf die entscheidende Position des Subjektes hin. Das Subjekt als das Zentrum, das Prinzip in dessen Abhängigkeit das Objekt steht. Das Objekt ist also in einer einseitigen Abhängigkeit zum Subjekt; Subjektivität ist dann in der Folge das Vermögen des Subjekts Objekte zu attribuieren. Man könnte auch sagen: Das Subjekt macht Objekte zu Objekten, indem es diesen Bedeutung gibt. In einer solchen Sicht, ist das Subjekt das Prinzip, das die Welt strukturiert, ordnet. Diese herausgehobene Position des Subjekts wird mit Descartes zugespitzt. Das Subjekt als geistiges Ich, als *res cogitans* ist das Letzte auf das zurückgegangen werden kann und das Erste von dem ausgegangen werden kann. „*Haec cognitio: ego cogito, ergo sum, est omnium prima et certissima*“.⁴² Dieses Bewusstsein als Gegenwart – ‚Ich denke jetzt und ich weiß, dass ich jetzt denke‘ – gilt fortan als Ausgangs- und Bezugspunkt, als Ideal.⁴³ Das Subjekt als das, was sich selbst gegenwärtig ist. Ausgehend von Descartes bezeichnet das Sub-

40 Aus: Hesse 2001

41 Ist nicht auch der Wandel von Bedeutungen eines Wortes ein empirischer Beleg für die Annahme, dass die Bedeutung eines Wortes eben nicht auf einen Referenten verweist oder um es klassisch auszudrücken auf eine Idee, sondern sich nichts weiter verdankt als seiner Position im System?

42 „Diese Erkenntnis: ich denke, also bin ich, ist von allen die erste und zuverlässigste“ (Bibliographisches Institut Brockhaus, Office-Bibliothek 2002).

43 Bzw. sich selbst gegenwärtig sein kann. Die Pädagogik hat mit dem Bildungsgedanken dieses Ideal aufgenommen und die Funktion übernommen, den beschwerlichen Weg vom Menschen zum Subjekt zu begleiten und mehr noch, diesen anzuleiten.

jekt, als ‚cogito sum‘ zuerst das geistige Ich (res cogitans), das im Gegensatz zur äußeren Welt gedacht wird (res extensa). Das Subjekt steht der Welt gegenüber. Das Subjekt als ‚cogito sum‘ ist der letzte bzw. der erste Grund, von dem aus die Welt erschlossen werden kann. Das Subjekt ist also was es denkt. Dieser (kontinentalen) rationalistischen Position entgegengesetzt entwickelt sich eine empiristische (Insel-)Lösung des Subjekts. Das Subjekt ist dann nicht das was es denkt, sondern wird zu dem was es erfährt bzw. erlebt. Das cogito ist das Ich als sich selbst gegenwärtiges Bewusstsein. In der lexikalischen Analyse zeigt sich das Subjekt folgendermaßen: Das Subjekt wird vorgestellt als eine Art ‚Träger‘. Je nach begrifflichem Horizont, sei er ontologisch, logisch, sprachwissenschaftlich, psychologisch oder erkenntnistheoretisch, hat das Subjekt Unterschiedliches zu tragen. Das ontologische Subjekt trägt Zustände und Wirkungen, das logische und grammatische Subjekt trägt das Prädikat oder die Aussage. Erkenntnistheoretisch trägt das Subjekt sich selbst und steht für das „erkennende Ich als Inbegriff der Erkenntnisfunktion und Erkenntnisformen im Gegensatz zu den Objekten, den zu erkennenden Gegenständen [...]“ (Wörterbuch der philosophischen Grundbegriffe 1998: 837) Auch in der psychologischen Definition ist das Subjekt ein ‚Träger‘, nämlich der Träger von (psychischen) Erlebnissen. Im Wörterbuch philosophischer Grundbegriffe von 1910 lässt sich dazu folgende aufschlussreiche Beschreibung lesen: „[...] 3) bedeutet ‚Subjekt‘ den ‚Träger‘ der psychischen Erlebnisse als solcher, das psychische, geistige Subjekt (vgl. Seele). Dieses ist die im Fühlen, Denken und Wollen *konstant sich setzende*, betätigende und erhaltende Bewusstseinsseinheit in ihrer lebendigen, konkreten Aktivität und Reaktivität.“ (Wörterbuch der philosophischen Begriffe 1910: 1435 f.; Hervorhebung kursiv im Original; in Fettschrift, PK) Das Subjekt in einer psychologischen Perspektive ist also eine Bewusstseinsseinheit, die sich selbst konstant im Fühlen, Denken und Wollen setzt. Das Subjekt ist eine Einheit, die sich setzt, die sich konstant setzt und in dieser Konstanz das bildet was ‚Ich‘ genannt wird. Das Subjekt ist also das Bewusstsein, das ‚ich‘ sagt und so selbstbewusst wird, denn indem es ‚ich‘ sagt, hört es sich und kann sich seiner selbst bewusst werden, kann sich selbst zum Objekt machen. Das Ich ist dann das Selbst als Band, das das Bewusstsein als Einheit zusammenhält, indem es diesem Konstanz verleiht und so zu einer zusammenhängenden Einheit von Erlebnissen, Wahrnehmungen, Vorstellungen, Gefühlen und Bewusstseinsvorgängen wird⁴⁴. Aber in all den Bemühungen lässt sich erkennen, dass das Subjekt nicht von Anfang an ist, es muss erst hergestellt und konstant zusammengehalten werden, so fragil scheint es zu sein. Und es zeigt sich noch etwas an diesem Subjekt. Es ist nicht nur nicht einfach von Anfang an, sondern es ist von Anfang an gespalten. Das was das Subjekt auszeichnet, was also sein besonderes Kennzeichen genannt wird, was

44 Vgl. Wörterbuch der philosophischen Grundbegriffe 1998: 637.

ein Merkmal oder Charakteristikum ‚ist‘, ist seine Reflexivität, seine Rückbezüglichkeit, sein sich auf sich beziehen können. Damit wird aber deutlich, dass das Subjekt dann zum Subjekt wird, wenn es zwei ist, nämlich das Subjekt des Beziehens und das Objekt auf das sich bezogen wird. Das Subjekt wird also in eben jenem Moment Subjekt, in dem es sich spaltet. Eben dadurch, dass es sich von sich distanzieren kann, dass es von sich Abstand nimmt, um sich betrachten zu können.⁴⁵ Fällt es in eins, in sich, dann fällt das Subjekt in sich zusammen und ist kein Subjekt mehr – nur noch Mensch.

Für die Neuzeit und Moderne hat Kant philosophisch diese Zweiheit des Subjekts eindrucksvoll ausgeführt und damit dem Subjekt in seiner Verdoppelung eben auch ‚Tiefe‘ gegeben, also das Subjekt für die Moderne konfiguriert⁴⁶ – im Gegensatz zu den ihm vorausgehenden rationalistischen und empiristischen Vorstellungen des Subjektes. Kant versucht zwischen diesen Denktraditionen zu vermitteln. Im Ergebnis entwickelt er das ‚transzendente Subjekt‘, was einer Verdoppelung des Subjektes sowohl im Bereich des Denkens wie des Handelns entspricht.

„Einerseits besteht das empirische S. Dies ist das individuelle S., das selbst ebenfalls ein Teil der Welt ist, die von uns empirisch erfahren wird, und das den Gesetzmäßigkeiten, die diese Welt kennzeichnen, völlig unterworfen ist. Daneben weist Kant jedoch im empirischen S. auf eine Dimension hin, die über es hinausreicht und den Grund für die Möglichkeit des Erkennens und sittlichen Handelns bildet. Diese überempirische Dimension nennt Kant das transzendente S. das sowohl im Bereich des Erkennens als in dem des Handelns eine produktive, schöpferische Kraft ist. In beiden Bereichen will Kant deutlich machen, daß eine rationale Herrschaft des Menschen über sich selbst, die Gesellschaft und die Welt möglich ist.“ (Enzyklopädie Philosophie 1999: 1550)

Kant begründet damit die moderne Auffassung des Subjekts, das im deutschen Idealismus weiter entwickelt wird, bevor die Destruktion des Subjekts einsetzt (im Allgemeinen wird dieser Einsatz mit dem Namen Nietzsche verbunden), die sich philosophisch (Nietzsche), biologisch (Darwin) und psychologisch (Freud) fortsetzt. Natürlich stellen die Namen von Nietzsche, Darwin und Freud vollkommen unzulässige Verknappungen und Verkürzungen dar, sie können als Namen jedoch nur als Anhaltspunkte dienen, um die drei großen Kränkungen des modernen Subjekts, das dieses schon im 19. Jahrhundert erfahren hat, anzudeuten. Das moderne Subjekt, das eine so zentrale Funktion einnimmt, scheint also selbst immer schon gespalten zu sein. Darüber hinaus kann es auch nicht zu sich kommen, indem es diese Spaltung überwindet. Es scheint geradezu als Gespaltenes ge-

45 Ist das eine Form des Narzissmus? Für Lacan ist die moderne Verfassung des Subjekts tatsächlich narzisstisch.

46 Zur Tiefendimension der Moderne vgl. auch den Abschnitt 6.1.

kennzeichnet. Aber folgt aus der Aussage, dass das Subjekt notwendig gespalten ist, auch die Aussage, dass das Subjekt (nur) nachträglich hinzugefügt ist und tatsächlich nicht als Grund, als Zentrum, als Arche unseres Sein taugt?

Nehmen wir den Faden wieder auf, den wir vielleicht gar nicht vollkommen fallen gelassen haben und folgen der Spur des Subjekts. Das Subjekt ist nicht das Zentrum der Struktur, sondern eine Wirkung der Strukturalität von Struktur. Derrida greift mit dieser Aussage auf Lacan zurück, der aus einer radikal strukturalistisch-psychoanalytischen Position heraus das Subjekt untersucht.⁴⁷ Lacan greift die Zweiheit des Subjekts auf. Er konfiguriert diese Zweiheit zwischen einem reflexiven und einem nicht-reflexiven Ich. Lacan unterscheidet das Subjekt in ‚moi‘ und ‚je‘. Das ‚moi‘ steht für das ‚Ich denke‘, dass darum weiß, dass es denkt, also das reflexive Ich. Aber Lacan wendet ein, „daß das Subjekt nicht das ist, für was es gehalten wurde: das rationale *ego cogitans*, das sich bewußt und vernünftig erfährt. Es ist vielmehr ein von Grund auf gespaltenes, das lediglich in der Form eines Phantasmas als einheitlich, zentriert oder bei-sich aufgefaßt werden kann.“ (Dörfler 2001: 137) Dieses ‚moi‘ als ‚res cogitans‘ spielt in der Neuzeit und der Moderne für die Konstitution des Subjekts eine fundamentale Rolle und Lacan sieht darin einen fundamentalen Re-Konstruktionsfehler des Subjekts. Lacan geht nämlich davon aus, dass das ‚moi‘ ein sich verfehlendes Subjekt konstituiert. Aber wie das? Wie beginnt das Subjekt sich als Subjekt zu erkennen? Lacan fügt der psychoanalytischen Entwicklungstheorie ein weiteres Stadium hinzu. Das Spiegelstadium. „Man kann das Spiegelstadium *als eine Identifikation* verstehen im vollen Sinne, den die Psychoanalyse diesem Terminus gibt: als eine beim Subjekt durch die Aufnahme eines Bildes ausgelöste Verwandlung.“ (Lacan 1973: 64) In diesem Stadium bildet sich das imaginäre Ich, das ‚moi‘. Es erstaunt hierbei, dass Lacan ausgerechnet den Teil des Ich, der in der neuzeitlichen Philosophie als reflexiv und rational beschrieben wurde als imaginär bezeichnet. „Imaginär ist es, sofern der Mensch seine Identität dabei über ein Bild (Imago) gewinnt. Spekular ist es zu nennen, weil es sich um ein Spiegelbild handelt.“ (Welsch 1996: 276)

Als Kleinkind (zwischen dem 6. und 18. Monat) hat sich der Mensch zum ersten Mal als zusammenhängende Ganzheit wahrgenommen. Bis dahin, so Lacan, besteht das Ich in seiner Selbstwahrnehmung nur aus einzelnen nicht zusammenhängenden Teilen und plötzlich sieht sich dieser kleine Mensch im Spiegel und sieht sich als Ganzheit. Aber diese Erfahrung der eigenen Ganzheit ist eben nur eine imaginierte, eine von einem Bild abgeleitete. Die Identität des Subjekts entsteht nicht aus diesem heraus, sondern ist verbunden und gebunden an den Anderen. Aus der Bindung, die Abhängigkeit ist, kommt dieses Subjekt nicht heraus. Das Selbstverständnis des

47 Zur Bedeutung Lacans für die pädagogische Praxis vgl. Althans 2001.

Subjekts, als autonomes, sich selbst hervorbringendes, steht dieser Abhängigkeit diametral entgegen. Das Ich, das zu sich als Ganzes nur Ich sagen kann im Spiegel des Anderen, leugnet zugleich das Anderssein des Anderen (vgl. ebd. S. 276). Also nicht in sich wird das Subjekt zum Subjekt, sondern in dem Anderen. Da das Subjekt sich im Anderen und in Abhängigkeit vom Anderen konstituiert, es sich folglich selbst nicht herstellen kann, ist es von einem Begehren getrieben. Ein Begehren, das einen Mangel ausgleichen soll. Dieses Begehren zielt darauf, sich selbst im Anderen zu finden. Dabei allerdings wird der Andere als anderer nicht anerkannt, sondern nur als Spiegel gebraucht. „Es ist der andere, in dem sich das Subjekt identifiziert und sogar allererst erfährt.“ (Lacan 1980: 158 f.)

Insofern der andere aber ein anderer ist und eben nicht nur Spiegel, wird der andere nie ausschließlich Spiegel sein und sich so dem Begehren des Subjekts immer widersetzen. In einem solchen Gefüge, „muß das Ich-Projekt ständig scheitern“ (Welsch 1996: 277). Wie löst Lacan dieses Dilemma? Immerhin ist er Psychoanalytiker, dem es gewiss nicht reicht, nicht reichen kann, diesem ‚falschen‘ Subjekt nachzujagen. Fassen wir noch einmal zusammen: Das Lacansche Subjekt, das sich im Spiegelstadium zuerst ‚jubilatorisch‘ aufnimmt, konstituiert sich auf einer ‚fiktiven Linie‘, in Bezug auf (s)ein Imago, auf (s)ein Spiegelbild. Da dieses Imago außerhalb des Subjekts entwickelt wird, entsteht ein Mangel, dem ein Begehren antwortet, ein unerfüllbares Begehren nach dem imaginierten ‚Ideal-Ich‘, das nicht erreicht werden kann, weil es im anderen liegt.⁴⁸ Das Imaginäre stößt so immer wieder auf die Grenze des Realen. Lacan schlägt vor, diese Subjektform, diese ‚entfremdende Ich-Funktion‘ auf eine andere Subjektform hin zu verändern. „Die Durchbrechung des narzißtischen Kreises, die Sprengung des sterilen Zirkels der monomanisch-dualen Beziehung erfolgt im Übergang zur Sprache, im Überschreiten der imaginären Ordnung auf die symbolische Ordnung hin.“ (Welsch 1996: 278) Lacan zielt auf das Unbewusste, von dem er annimmt, das es wie die Sprache strukturiert ist. Das Medium in dem wir etwas über das Subjekt erfahren können (das gilt für die Psychoanalyse und in ähnlicher Form für die Pädagogik) ist die Sprache. Das Subjekt selber ist „der Welt der Sprach-Zeichen, die Bedeutung setzen“ unterworfen (Althans 2001: 224). Es gibt so etwas wie „Das Drängen des Buchstaben im Unbewussten [...]“ so der Titel eines Essays Lacans.⁴⁹ Und dieses Drängen funktioniert – und das ist Freuds Entdeckung – als Verschiebung und als Verdichtung. Dieser Verschiebung und dieser Verdichtung wiederum entsprechen zwei zentrale Formeln der Linguistik bzw. Figuren der Rhetorik: der Metonymie (als ein Wort für ein diesem nahe stehendes Wort nach dem Prinzip der Kontiguität, also z.B. Stahl für Messer) und der Metapher (als ein Wort für ein anderes Wort, nach dem

48 Vgl. Lacan 1973: 64.

49 Vgl. Lacan 1975: 15.

Prinzip der Ähnlichkeit, also z.B. Kopf der Familie). Entscheidend für Lacan ist dabei, dass das Verdichten oder Verschieben im Sprechen auf der Ebene der Signifikanten stattfindet – nicht auf der Ebene der Signifikate (vgl. auch den Abschnitt 6.5 Der aufgeschobene Unterschied). Es besteht also eine Homologie zwischen Sprache und dem Unbewussten. „Sie erweist erstens, daß es sich beim Unbewußten nicht um ein Chaos von Bedürfnissen, Trieben und dergleichen handelt, sondern das man es hier mit einer exemplarisch logischen – einer sozusagen primär- und tiefenlogischen – Sphäre zu tun hat.“ (Welsch 1996, S 281)

Lacan hat – und auch darin liegt seine Position zwischen Saussure und Derrida – das Verhältnis zwischen Signifikanten und Signifikat radikal gebrochen gedacht und die einfältige Beziehung zwischen Signifikant und Signifikat aufgehoben und auf den Verweisungszusammenhang zwischen Signifikanten, die dann füreinander wieder zu Signifikaten werden, hingewiesen. Wie wir aber schon weiter oben gesehen haben, impliziert die Auffassung von Sprache als Verweisungszusammenhang, im Sinne von Struktur als System von Differenzen, die Aufhebung der einfachen Unterscheidung von Anwesenheit und Abwesenheit. „Nach Lacan ist es nicht mehr möglich, Ich, Bewußtsein, und Sinn gemäß einem Ideal reiner Präsenz zu denken. Diesen narzißtischen Kreis hat Lacan durchstoßen. Darin liegt seine Vorgängerschaft für Derridas Kritik am Präsenzdenken.“ (Welsch 1996: 283) Das Ich als Bewusstsein – und um es noch einmal zu vergegenwärtigen, dies war ein Prinzip des modernen Subjekts – kann nicht mehr sein Ideal einer reinen Präsenz erreichen, kann nicht mehr voll und ganz bei sich sein. Versuchen wir uns diesen Sachverhalt noch einmal mithilfe eines Beispiels zu verdeutlichen.

Denken wir an ein beliebiges Ich. Dieses Ich spricht mit einem anderen Ich über ein Drittes. Das erste Ich fragt also das zweite Ich über ein drittes Ich, worauf das zweite Ich antwortet: „Das ist Peter.“ Nehmen wir an, wir kennen ‚Peter‘ nicht, dann wissen wir im Moment nichts über Peter als (s)einen Namen. Denken wir zurück an das obige Beispiel mit dem Wörterbuch und der Kuh. Wir können nun nicht in einem Wörterbuch nachschlagen, um etwas über Peter herauszufinden. Wir wollen vielmehr auch nicht einfach etwas herausfinden, sondern vielmehr ‚wissen‘, wer Peter ist, seine Bedeutung wollen wir kennen lernen. Wir wissen, dass das Peter ist und nicht Martin, nicht Franz oder Bernhard usw. Wir könnten nun die Person fragen, die uns mit der Aussage ‚Das ist Peter‘ versorgt hat, mehr über Peter zu erzählen. Wir könnten auch Peter selbst fragen, insofern er zur gleichen Zeit im gleichen Raum oder sonst wie kommunikativ zur Verfügung steht. Was würde passieren? Wir würden mehr Aussagen zu Peter erhalten. Wir würden, wenn wir nur geduldig genug wären, in ein Spiel eintreten, das dem des Wörterbuchs gleicht. Mit jeder Aussage tun sich neue Fragen, neue Namen, neue Bezeichnungen, neue Zeichen, neue Differenzen, neue Signi-

fikate auf, die wieder zu Signifikanten werden. Wir kommen nie bei Peter an oder genauer formuliert, wir kommen nie bei einem endgültigen Signifikat an, das dem Signifikanten Peter in der Weise des zeichentheoretischen Algorithmus Signifikant/Signifikat entspricht. Dieser Algorithmus behauptet den unmittelbaren Verweis von Signifikant auf ein Signifikat. Das aber, was der Signifikant ‚Peter‘ bezogen oder referierend auf ein mögliches Signifikat, eine konkrete psychophysische Gestalt oder gar ein Subjekt meint bleibt in einem systematischen Sinne unerreichbar. Insofern kann man sagen, dass ‚Peter‘ sich nicht nur unterscheidet, also eine Differenz in einem System vorstellt, sondern auch immer nur aufgeschoben ist. ‚Peter‘ ist ein Name für eine Konfiguration ohne positives Element, ohne jemals nur auf sich selbst verweisend zu sein, weil er allein als Spur aufscheint, als eine Spur einer vergangenen Konfiguration, die sich gleichsam überführt in eine Spur der zukünftigen Konfiguration. ‚Peter‘ wird nie gegenwärtig, präsent, er ist, war und bleibt eine Spur in Spuren. Damit ist die *différance* in das Subjekt eingedrungen bzw. hat die *différance* das Subjekt in einem Spiel erst hervorgebracht. Ein Spiel zwischen ‚sich unterscheiden‘, ‚unterscheiden‘ und ‚aufschieben‘, ‚aufgeschoben sein‘. In diesem Raum bewegt sich das was wir der Einfachheit und auch der Konvention wegen ‚Peter‘ nennen, und was uns in der logozentristischen und pädagogischen Tradition unseres Denkens als mindestens potenziell identisches Subjekt vorgestellt wird.

Eine solche Aussage hat weit reichende Implikationen. Mit anderen Worten kann jetzt nämlich gesagt werden, es gibt ‚Peter‘ nicht jenseits von Textualität. Das meint nicht, dass ‚Peter‘ nur als Text erscheint, sondern, dass das was wir ‚Peter‘ nennen und das was wir von ‚Peter‘ wissen können sowie Peter selbst von Peter wissen kann, den Regeln von Text unterliegt. ‚Peter‘ ist als Subjekt eine nicht identische textuelle Spur. Damit würde das Konzept des mit sich selbst identischen Subjekts verkehrt. Das Subjekt hat keinen identischen festen Kern, keine Tiefe in dem/der wir den eigentlichen ‚Peter‘ treffen können, in dem/der eigentliche ‚Peter‘ präsent ist oder wird, sondern ‚Peter‘ ist der Name für ein Subjekt, das einer Unterscheidung und einem Aufschub zugleich unterworfen ist und durch diese hervorgebracht wird. ‚Peter‘ ist sich in einem strikten Sinne nie gegenwärtig. Selbst die Person, die wir ‚Peter‘ nennen, rekonstruiert sich, muss sich notwendig rekonstruieren, weil sie sich selbst nicht *voll und ganz* präsent sein kann. Würde er (Peter)/sie (Person) sich *voll und ganz* präsent werden, wäre er/sie kein Subjekt mit Bewusstsein mehr, er/sie wären außerhalb dessen, was uns bedeutend sein kann. Er/Sie kann, wenn es denn überhaupt denkbar ist, nur in dem Moment und an dem Ort sich selbst voll und ganz gegenwärtig werden, indem und an dem er/sie sich auflöst. „As always in Derrida, it is a question of trying to reckon with the fact that ‚language is not the governable instrument of a speaking being (or subject)‘ (Mémoires: 98 [engl. Aus-

gabe]). The promise is not ours to make but rather perhaps what makes ‚us‘.“ (Royle 2003: 36)

Ließe sich aber nicht doch ein Subjekt vor der Sprache denken, ein schweigendes, ein stummes Subjekt? Um diese Frage positiv zu beantworten, bedarf es einer Voraussetzung. Bewusstsein muss möglich sein vor jedem Zeichen. Bewusstsein muss also denkbar sein, ohne auf irgendein Zeichen zurückgreifen zu können. Das Bewusstsein als Selbst-Bewusstsein konstituiert sich erst, in dem es sich in Raum und Zeit positioniert und als Anwesenheit ankündigt. Über diese Ankündigung kann es aber nicht hinaus, da es verstrickt ist, war und bleibt und damit eine Spur ist in einem System von Differenzen (vgl. Derrida 1988b: 44). Das Bewusstsein unterliegt ebenso wie die Gegenwart einem diesen Vorhergehenden. Damit ist das Bewusstsein eben nicht „die absolute Matrixform des Seins“ (ebd.: 44), sondern ein Effekt der *différance*. Das Subjekt ist also wie weiter oben beschrieben ein Gespaltenes und als dieses Gespaltenes ist es auch ein nachträgliches, ein hinzugefügtes ein zweifelhaftes – oder kurz: ein apokryphes Subjekt, da es eine Wirkung von Sprache ist, die Sprache als textueller Struktur dem Subjekt also vorausgeht und zugrunde liegt.⁵⁰ Damit wird auch deutlich, dass ich hier nicht davon spreche, dass das Subjekt tot sei. Aber immerhin ist es nicht das, wofür es gehalten werden wollte. Diese Aussage ist dabei weder besonders originell noch neu, sondern steht selbst in einem Kontext. In einer diskursanalytisch-gouvernementalitätstheoretischen Perspektive hat Wrana diese Figur ausbuchstabiert (vgl. Wrana 2006: 24 ff). Bürger zeigt in seiner Geschichte der Subjektivität ebenfalls, dass ein konstitutives Merkmal der Geschichte des Subjektes, das Verschwinden dieses Subjektes ist (vgl. Bürger 2001). Die Geschichte des Subjektes ist eine Geschichte seiner. Erstaunlich ist insofern, dass die Unterstellung des anwesenden Subjekts in Erwachsenenpädagogik bzw. in den Ansätzen zur Lernberatung noch immer so prominent vertreten wird. Aber ist es wirklich erstaunlich, da die Möglichkeit des zu sich gekommenen, also anwesenden Subjekts eine Variante des Begehrens der Pädagogik ist?⁵¹

Wenn also, um den Bogen zu unserem Thema zu spannen, wenn also das Subjekt nachträglich hinzugefügt ist, sich selbst der *différance* verdankt und daher nicht einfach als Zentrum vorgestellt werden kann, dann hat diese Position erhebliche Auswirkungen auf pädagogische und erziehungswissenschaftliche Aussagen und damit auch auf die Konzeption von Lernberatung. In der Mitte der Konstruktion von Lernberatungsansätzen steht das Subjekt bzw. von diesem abgeleitete und diesem verwandte Konstrukte wie

50 Mit Deleuze/Guattari oder Butler könnte man weitergehend sogar sagen: das Subjekt ist nicht nur eine Wirkung der Sprache, sondern eine Wirkung der Sprache als Befehl oder Macht (vgl. Deleuze und Guattari 1992: 106 ff; Butler 2001: 8 ff)

51 Vgl. dazu auch in Kapitel 7 den Abschnitt zu ‚Das Begehren der Pädagogik‘.

z.B. der Lerner. Entscheidend an dieser Aussage ist, dass das Subjekt sich damit als sich-selbst-gegenwärtiges verfehlt, da es sich nicht einholen und in einem strengen Sinne so nicht voll und ganz präsent sein kann. Diese Präsenz des Subjekts ist aber bisher ein konstitutives Merkmal von Lernberatung. Lernberatung setzt auf das Subjekt, das in einer bestimmten idealen Sprechsituation voll und ganz präsent werden kann. Hintergrund dieser Bedingung für Lernberatung ist die Annahme, dass nur ein solches präsenten Subjekt sich ‚sinnvoll‘ beraten ließe. Um die Präsenz dieser Subjekte dann herzustellen, wird eine sehr spezifische Kommunikation herzustellen versucht. Diese Kommunikation muss bestimmte Qualitäten erfüllen. Zu diesen Qualitäten gehört die ‚Reinheit‘ der Kommunikation, das heißt das die Faktoren, die die Beratungskommunikation ‚stören‘ können möglichst ausgeschlossen werden sollen (Freiwilligkeit, Offenheit, Transparenz). Die ideale Kommunikation scheint dann echte Kommunikation möglich zu machen. In dieser Arbeit wird die Möglichkeit der Möglichkeit einer solchen ‚echten‘ Kommunikation bezweifelt. Aber davon handelt der folgende Abschnitt.

6.7 Von der ‚echten‘ Kommunikation

Es geht im Folgenden darum, dass wenn von Kommunikation gesprochen wird ein bestimmter Fall von Kommunikation unterstellt wird. Im Durchgang durch den folgenden Abschnitt wird gezeigt werden, dass dieser bestimmte Fall den kommunikativen Idealfall darstellt und dass Kommunikation von diesem Idealfall her gedacht wird. Auch in der Lernberatung wird von diesem Sonderfall einer ‚echten‘ Kommunikation ausgegangen. Die Bemühungen des Lernberaters haben diesem Verständnis folgend dahin zu gehen, dass versucht wird die ideale Sprechsituation herzustellen, indem möglichst alle Störungen ausgeschlossen werden (vgl. Abschnitt 8.4). In dem folgenden Abschnitt wird aus einer poststrukturalistischen Perspektive die Idealisierung von Kommunikation, die auf der Vorstellung des anwesenden Subjekts und des fixierten Zeichens aufbaut, das eine letzte Bedeutung haben kann, das auf ein letztes Signifikat bezogen ist, zurückgewiesen.

Von was ist die Rede, wenn von Kommunikation die Rede ist? Dazu soll zuerst auf ein klassisches oder elementares Kommunikationsmodell zurückgegriffen werden. Richards definiert 1928 Kommunikation folgendermaßen:⁵² „Wenn ein Individuum derart auf seine Umwelt einwirkt, dass im

52 Die Rezeption und Integration von Kommunikationsmodellen und -theorien in Erziehungswissenschaft und Erwachsenenpädagogik ist vielfältig und differenziert (vgl. für einen Überblick hierzu Schaller 2005). Für den hier zu fokussierenden prinzipiellen Aspekt der idealisierten Kommunikation ist es aber meines Erachtens angemessen, auf ein elementares oder prinzipielles Kommunikationsmodell zurückzugreifen.

Geist eines zweiten Individuums derselbe Eindruck entsteht, der auch im Geist des ersten geherrscht hatte und das nicht zufällig, sondern eben genau deshalb so nennen wir diesen Vorgang Kommunikation“. (Richards zitiert nach Bibliographisches Institut Brockhaus Office-Bibliothek 2002) Mit anderen Worten kann man sagen, Kommunikation bedarf eines Senders, eines Empfängers und einer Wirkung im Empfänger, verursacht durch die Mitteilung des Senders. In einem weiten Sinne kann Kommunikation aufgefasst werden als Austausch dieser Mitteilung zwischen einem Sender und Empfänger. Solche Empfänger und Sender können Menschen sein, Tiere oder Maschinen oder Kombinationen der verschiedenen Varianten (also Mensch – Tier; Maschine – Mensch; usw.). Der einfache Kommunikationsvorgang wird linear aufgefasst. Ein Sender sendet eine Nachricht an den Empfänger. Dazu muss der Sender den Inhalt seiner Mitteilung in ein Signal umwandeln, das vom Empfänger wieder umgewandelt werden kann. Warum diese Komplikation möchte man fragen? Die Komplikation der En- und Decodierung eines Inhalts tritt auf, wenn oder da Sender und Empfänger nicht unmittelbar miteinander verbunden sind. Das heißt die Kommunikation muss eine Distanz und eine Grenze (sei sie auch noch so klein) überwinden. Dazu muss der zu kommunizierende Inhalt in ein Signal umgewandelt werden, damit dieses auf einem Kanal übermittelt werden kann. Der Empfänger muss über den Kanal (z.B. Schallwellen) empfangen und das Signal wieder in einen Inhalt verwandeln können. Die Schallwellen müssen beim Empfänger also wiederum dekodiert werden.

„Für die zwischenmenschliche Kommunikation lässt sich der lineare Kommunikationsprozess folgendermaßen zusammenfassen: Spezifische Impulse aus dem Gehirn eines Individuums erreichen (ihm bewusst oder unbewusst) eines jener Organe, die kommunikative Signale bilden (zum Beispiel Duftdrüsen, mimische Muskulatur oder Kehlkopf). Ein Signal wird so geformt und ausgesendet, dass der Empfänger es ohne Probleme wahrnehmen und verarbeiten kann. Der Empfänger seinerseits nimmt das Signal bewusst oder unbewusst über das entsprechende Sinnesorgan (zum Beispiel Nase, Auge oder Ohr) auf und verarbeitet es in spezialisierten Regionen des Gehirns. Dort erfährt es seine eigentliche Bedeutungszuschreibung, seine psychologisch relevante Bewertung sowie seine Verknüpfung mit Bewusstseinsinhalten und anderen kognitiven Leistungen des Gehirns.“ (Bibliographisches Institut Brockhaus Office-Bibliothek 2002)

Wenn der Empfänger auf den Sender bzw. auf dessen Signal reagiert, dann findet der lineare Kommunikationsvorgang in die umgekehrte Richtung statt und es entsteht (wenigstens unter Menschen) Interaktion. Der Erfolg der so verstandenen Kommunikation steht und fällt mit der ‚richtigen‘ Interpretation der Mitteilung des Senders durch den Empfänger. Die richtige Interpretation bemisst sich daran, ob der Empfänger die Mitteilung des Senders wenigstens ähnlich wie dieser versteht. Damit ist die Kommunikation

gerichtet. Man könnte auch sagen, dass in diesem elementaren Modell von Kommunikation sich schon eine Vorstellung gelungener bzw. erfolgreicher Kommunikation abzeichnet. Kommunikation ist dann erfolgreich zu nennen, wenn der Empfänger den informativen Gehalt der Mitteilung des Senders, den von diesem intendierten Sinn erfasst. Damit ist die ideale Form von Kommunikation beschrieben. Es zeigt sich allerdings schon in diesem einfachen Modell eine besondere Schwierigkeit. Eine Schwierigkeit, die den Prozess der Kommunikation kompliziert, ist der Kontext.⁵³ So kann das Lachen eines Menschen vielleicht als solches erkannt, dekodiert werden. Schwieriger wird aber schon die Frage nach der Bedeutung des Lachens. Ist es freundlich, hämisch, verlegen oder herablassend? Wir können also an dieser Stelle schon sehen, dass die Frage nach der Bedeutung der Information einer Kommunikation ohne den Kontext der Kommunikation schwer zu beantworten ist. Es lässt sich schon an dieser Stelle sagen, dass Kommunikation prinzipiell uneindeutig ist. In diesem basalen und verbreiteten Kommunikationsmodell finden sich neben dem Hinweis, was unter einer echten und erfolgreichen Kommunikation verstanden wird, zugleich ein Indiz, für die prinzipielle Komplikation des einfachen, linearen Kommunikationsmodells.⁵⁴

„Für den Sender stellt sich der *Erfolg* seines Kommunikationsversuches mit dem Empfänger erst dann ein, wenn dieser die Mitteilung auch *im Sinne des Senders interpretiert*, das heißt ihren Sinn *zumindest ähnlich* fasst wie der Sender. In der nichtsprachlichen Kommunikation gibt es zahlreiche Signale, die für alle Menschen *im Allgemeinen* dieselbe Bedeutung besitzen.“ (Bibliographisches Institut Brockhaus Office-Bibliothek 2002)

Zuerst wird festgelegt, dass der Erfolg der Kommunikation (für den Sender) sich dann einstellt, wenn die von diesem übermittelte Nachricht in seinem Sinne verstanden wurde. Diese Aussage wird unmittelbar an sie anschließend in dem folgenden Nebensatz wieder eingegrenzt. Im Sinne des Senders eine Nachricht zu interpretieren heißt den Sinn der Nachricht mindestens *ähnlich* zu fassen. Als Empfänger muss ich also nicht wie eingangs noch beschrieben den identischen Eindruck wie der Sender in meinem Geist haben, sondern nur ungefähr verstehen, was der Sender mit seiner Mitteilung sagen wollte. Diese Ungenauigkeit, diese ungefähre Komponente ist nicht zufällig und wir werden weiter unten sehen, was sie sich verdankt. Der zweite Hinweis, der die faktische Komplikation des linearen Kommu-

53 Komplizierende Variablen sind grundsätzlich solche, die die Übertragung der Mitteilung stören – man könnte auch sagen Rauschen verursachen.

54 Sowohl Watzlawik als auch Schulz von Thun, die beide in der pädagogischen Diskussion besondere Aufmerksamkeit erfahren haben, bauen auf diesem Kommunikationsmodell auf (vgl. Watzlawik et al. 1969; Schulz von Thun 2003).

nikationsmodells anzeigt, ist der, dass es eine Vielzahl an Signalen gebe, die ‚für alle Menschen *im Allgemeinen* dieselbe Bedeutung besitzen‘. Dieser Aussage kommt die Funktion zu, die Universalität von Kommunikation und der, in dieser gebrauchten, Signale zu behaupten. Diese Behauptung wird aber wiederum unmittelbar durch den Einschub ‚*im Allgemeinen*‘ konterkariert. Die Einschränkung ist zentral und auch die Aussage, die von ihr eingeschränkt wird, denn damit wird zugleich die Behauptung prinzipiell wieder zurückgenommen.

Wir haben es hier also mit einer Modellierung von Kommunikation zu tun, die mit einem elementaren Schema einsetzt und von diesem die Störungen abgrenzt und auszuschalten versucht. In den Lernberatungsansätzen wird hinsichtlich der Lernberatungskommunikation identisch argumentiert. Es wird eine ideale Sprechsituation vorgestellt, in der Störungen ausgeschlossen oder vermieden werden sollen. Die grundlegende Vorstellung der Übermittlung von Signalen, die dann in Botschaften decodiert werden, setzt voraus, dass bestimmten Zeichen bestimmte Bedeutungen zugewiesen werden können. Dieser Prozess der Bedeutungsproduktion soll um so besser funktionieren, je weniger Störungen während der Übermittlung auftreten. Für die Konzeptionen von Lernberatung folgt daraus, eine möglichst störungsfreie Kommunikation zu gewährleisten.

Ziel von Kommunikation – von einem solchen Modell ausgehend – ist dann die Erfassung dessen, was der Sender im Sagen meint. Erfolgreiche Kommunikation ist in der Folge eine Kommunikation, in der die Intention des Senders korrekt erfasst wird. Ein solches Modell arbeitet mit mehreren Unterstellungen. Zum einen wird unterstellt, dass der Sender sagen kann, was er meint (denkt) und der Empfänger verstehen kann was der Sender sagt, also meint und zum anderen unterstellt dieses Modell die Anwesenheit einer Quelle, die ihre Äußerungen beherrscht. Im Anschluss an Fuchs könnte man auch davon sprechen, dass es so etwas wie einen totalen oder bestimmbareren Kontext einer Aussage geben müsste und mit diesem bestimmbareren Kontext eine unbedingte Signatur der Aussage (vgl. Fuchs 1995: 36). Die Frage nach der Möglichkeit eines absoluten Kontextes der Rückschlüsse über die ‚echte‘ Intention des Äußerungssubjekts zulässt, der einer Äußerung bzw. der Bedeutung einer Äußerung unumschränkte Dignität, also einen einfachen Sinn verleiht, ist hier von besonderer Bedeutung. Gehört es nicht zur Struktur des Zeichens, dass es dekontextualisiert funktioniert?

„Jedes Zeichen [signe], sprachlich oder nicht, gesprochen oder geschrieben (im geläufigen Sinn dieser Opposition), als kleine oder große Einheit, kann *zitiert* – in Anführungszeichen gesetzt – werden; von dort aus kann es mit jedem gegebenen Kontext brechen und auf absolut nicht sättigbare Weise unendlich viele neue Kontexte zeugen. Das heißt nicht, daß das Zeichen [marque] außerhalb eines Kontextes gilt, sondern ganz im Gegenteil, daß es nur Kontexte ohne absolutes Verankerungszentrum gibt“ (Derrida 2001b: 32)

Jedes Zeichen ist zitierbar. Die Zitierbarkeit ist konstitutives Merkmal von Zeichen. Zeichen lassen sich nur verstehen, insofern sie zitierbar sind, insofern sie von einem Kontext in einen anderen eingebettet werden können, insofern sie sich wiederholen lassen. Liese sich ein Zeichen nicht wiederholen, wäre es kein Zeichen, da es nur als einmaliges Ereignis auftreten und wieder verschwinden würde. Man könnte es nicht gebrauchen. In der Wiederholbarkeit des Zeichens liegt aber ein weiteres Merkmal, nämlich das jede Wiederholung (jedes Zitat) auch eine Veränderung des Kontextes mit sich bringt. Die Bedeutung eines Zeichens variiert je nach Kontext seines Erscheinens. Dieses Doppelmerkmal des Zeichens nennt Derrida die Iterabilität der Zeichen. Gehen wir aber noch einmal einen Schritt zurück. Unser Ausgangspunkt findet sich in der Privilegierung der gesprochenen Sprache vor der Geschriebenen. Die Schrift wird in diesem Zusammenhang nur als Mittel verstanden, um in bestimmten Situationen, in denen die direkte mündliche Kommunikation nicht möglich ist, diese zu ersetzen. Woher aber kommt dieser Vorrang der gesprochenen Sprache? Die Rede wird, so Derrida, in der bekannten abendländischen Geschichte als die natürliche und unmittelbare, die Schrift dagegen als die künstliche und mittelbare Kommunikation verstanden. Die Rede galt – und das obige Kommunikationsmodell basiert auf dieser Vorstellung – als unmittelbarer Ausdruck des Gedankens. Der Sprecher, so die ideale Vorstellung spricht aus was er im gleichen Moment denkt. In dem vorgestellten Kommunikationsmodell wird dies implizit vorausgesetzt. In den Ansätzen zur Lernberatung gilt wiederum genau dieser Aspekt als Voraussetzung für gelingende Lernberatung.⁵⁵ Das Schreiben dagegen ist von dieser Unmittelbarkeit abgeschnitten. Es ist Charakteristikum von Schrift und zugleich ihre Funktion vom unmittelbaren Gedanken getrennt zu sein, da die Schrift eben auch in der Abwesenheit des Sprechers funktionieren soll und tatsächlich auch funktioniert. In diesem Abstand zur Rede liegt zugleich auch eine Verzerrung vor, die Missverständnisse – also das Nicht-Verstehen der Intentionen der Sprecher – produziert (vgl. Culler 1988: 112).

An dieser Stelle zeigt sich meines Erachtens ein Aspekt, vielleicht der für diese Arbeit zentrale Aspekt bzw. die Schnittstelle, der Verknüpfungspunkt, von dem aus ich mich der Lernberatung zuwende. Klassischerweise wird behauptet, dass im westlichen Denken das gesprochene Wort, die verbale Kommunikation die Form der Kommunikation ist, in der wir uns selbst am nächsten sind, uns selbst (unsere Gedanken, Emotionen, [...]) unmittelbar äußern können. Der Schrift dagegen, dem geschriebenen Wort, der schriftlichen Kommunikation wird die Verzerrung der Unmittelbarkeit unserer Gedanken vorgeworfen. Eine Verzerrung von Raum und Zeit, das bloße Supplement zum Original (vgl. 6.4).

55 Vgl. z.B. auch Abschnitt 8.4 Die gebrochene Symmetrie in der Lernberatung.

Das gesprochene Wort wird als ‚rein‘ aufgefasst hinsichtlich seiner Nähe zu dem es äußernden selbstgegenwärtigen Subjekt (vgl. 6.6). Darauf baut in gewisser Hinsicht auch die Kommunikationstheorie. In unserem Fall die Kommunikation, wie sie in der Lernberatung stattfindet. Sie wird mit einigen Anforderungen belegt (wie symmetrisch, offen und transparent usw.), die darauf hinweisen, dass eben dieses Bewusstsein als Selbstgegenwart in der mündlichen Kommunikationsform Lernberatung ‚auftaucht‘.

Die Vorstellung der Unmittelbarkeit des gesprochenen Wortes beruht auf dem ‚Mythos des Bewusstseins‘ und dieser Mythos meint nichts anderes als die Selbstgegenwart dieses Bewusstseins, die Präsenz des Subjektes. In dem vorhergehenden Abschnitt wurde dieser Mythos abgearbeitet, mit dem Ergebnis des immer nachträglichen Subjekts, das seiner vollen und ganzen Präsenz erfolglos nachstellt. Die Selbst-Affektion, über die eigene Stimme, als gegenwärtiges Subjekt ist der Versuch der Neutralisation dessen, was wir *différance* genannt haben. Was aber, wenn das gesprochene Wort – und davon gehe ich ja aus – schon ebenso ‚kontaminiert‘ ist wie das Geschriebene? Ja, sogar noch weiter gehend: wenn das gesprochene Wort den Merkmalen von Schrift unterworfen ist? Was, wenn das gesprochene Wort, wenn die mündliche Kommunikation schon immer auch gespalten ist, nie sich selbst in einem vollen und ganzen Sinne präsent werden kann? In dieser Arbeit geht es um die Implikationen der Kontamination des gesprochenen Wortes für die Lernberatungskommunikation. Ich gehe im weiteren Anschluss an die dargestellte poststrukturalistische Folie davon aus, dass die mündliche Kommunikation, als die wir uns hier die Beratung und in einem engeren Sinne die Lernberatung vorstellen, auf dem gleichen ‚Grund‘ stattfindet wie die geschriebene Sprache.

„Wenn man zugesteht, daß die Schrift (und das Zeichen [marque] im Allgemeinen) in Abwesenheit des Senders, des Empfängers, des Kontextes der Produktion und so weiter funktionieren können muß, impliziert dies, daß dieses Vermögen, die Fähigkeit, diese Möglichkeit immer eingeschrieben ist, daher notwendigerweise als Möglichkeit in das Funktionieren oder die funktionelle Struktur des Zeichens [marque] eingeschrieben ist [...] und daher muß man dies berücksichtigen, wenn man eine solche Struktur, in den Termini notwendiger Gesetze, analysieren oder beschreiben will.“ (Derrida 2001: 81 f.)

Das an dieser Stelle entscheidende Merkmal der gesprochenen wie der geschriebenen Sprache ist die Iterabilität ihrer Zeichen.⁵⁶ Jedes Wort, jede reguläre Aussage kann wiederholt werden und in der Wiederholung erfährt jedes Wort und jede Aussage eine Veränderung. Man kann diesen Grund-

56 Damit wird vielleicht auch deutlich, dass für die Analyse von Kommunikation es auf dieser Ebene nicht relevant ist, ob diese Kommunikation nun schriftlich oder mündlich stattfindet. Das gilt dann in der Folge auch für die Analyse von Lernberatungskommunikation.

gedanken in zwei Richtungen weiter führen. In Richtung des geschriebenen Wortes: Ist ein Zitat, dass ja zweifellos eine durch Anführungszeichen markierte Wiederholung einer bereits geschriebenen Aussage darstellt, noch dasselbe als Zitat oder ist es nicht vielmehr schon in der Wiederholung zu etwas anderem geworden? Denn obgleich die Folge der Buchstaben, der Morpheme, der Wörter in einem Zitat dieselbe geblieben ist und das Zitat – soweit man über die Sprache verfügt – verstehbar ist, obgleich dieser Identität, steht jedes Zitat insofern es Zitat ist in einem anderen Kontext (vgl. Derrida 2001a: 69). In Richtung des gesprochenen Wortes: Es wird in aller Regel immer davon ausgegangen, dass das gesprochene Wort systematisch, prinzipiell und wesentlich unmittelbarer ist als das Geschriebene und das ein gesprochenes Wort in einem viel direkteren Verwandtschaftsverhältnis steht zu dem Gedachten. Wenn aber auch das gesprochene Wort, in dem es als Zeichen funktioniert, der gleichen Iterabilität unterliegt (also dem, was Derrida das Graphematische nennt) wie das Geschriebene, dann ist der Anspruch auf ‚Anwesenheit‘ als Differenzkriterium und als metaphysische Qualität nicht mehr aufrecht zu erhalten. Damit unterliegt die gesprochene Sprache – und damit eben auch unser Lernberatungsdialo – den Regeln des graphematischen Zeichens und kann von diesem ‚Grund‘ aus analysiert werden. „Ist die (scheinbare) Tatsache der Anwesenheit des Senders oder des Empfängers nicht durch die Möglichkeit einer Abwesenheit kompliziert, gespalten, kontaminiert, parasitiert, insofern sie sich notwendigerweise in das Funktionieren des Zeichens [marque] einschreibt?“ (Derrida 2001: 82) Gesprochene und geschriebene Sprache haben ein gemeinsames Strukturmerkmal: die ‚Iterabilität‘. Die Wiederholbarkeit der sprachlichen Elemente ist Kennzeichen sowohl der gesprochenen als auch der geschriebenen Sprache. Es geht also um die Frage der Möglichkeit von Bedeutung, der Signifikation und die Bedeutung der Intentionen der Subjekte für die Signifikation. Sowohl in der Kommunikationstheorie als im Besonderen in der Lernberaterskommunikation wird der Intention der Sprechenden Subjekte viel Aufmerksamkeit geschenkt.

Die Analyse von Kommunikation zielt in einem klassischen Verständnis auf diese Intentionen. Um die Intentionen des Sprechers – in der Perspektive der Lernberaterskonzeptionen, die des zu Beratenden – erfassen zu können und damit die wirkliche Bedeutung einer Aussage zu erschließen, sollen Störungen möglichst ausgeschlossen werden und der Kontext möglichst vollständig bekannt sein. Aber muss man die Intentionen einer Aussage verstehen, um eine Aussage verstehen zu können oder ‚richtig‘ verstehen zu können? Wie weiter oben dargelegt wurde, unterstellt das elementare Kommunikationsmodell für erfolgreiche Kommunikation zum einen bewusste Intentionen, die sich in bestimmten Äußerungen niederschlagen sowie ein Subjekt dieser Intentionen. Die erfolgreiche Kommunikation wird unterbunden, wenn ein Unfall eintritt, der die Mitteilung korrumpiert.

Das heißt wenn der Sender nicht sagt was er meint oder der Empfänger nicht hört was der Sender sagt. Gehen wir einmal davon aus – und ich nehme hier die Kontroverse zwischen Searle und Derrida auf –, jemand würde vor langer Zeit gesagt haben: ‚Am zwanzigsten September 1793 brach ich zu einer Reise von London nach Oxford auf.‘ (Vgl. hier und im Folgenden Derrida 2001a: 101 f.) Diese Aussage können wir verstehen, obwohl der Autor dieser Aussage mitsamt seinen Intentionen schon vor langer Zeit verstorben ist. Gerade dem Aspekt der Abwesenheit des Sprechers – der Tod wird hier als eine spezifische Form der Abwesenheit verstanden – der Aussage ist hier besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Wir können die Aussage verstehen, obwohl wir von den Intentionen des Sprechers nichts wissen. Eben davon ist die Rede, wenn weiter oben behauptet wurde, das Zeichen unabhängig von Kontext und Intentionen funktionieren. Wir können das Gesagte also auch verstehen ohne „daß ich voll verstehe, was der Autor sagen wollte, wenn er gesagt hat was er sagen wollte“ (Derrida 2001: 102). Die Vorstellung der Kommunikation als ein volles Verstehen auf der Grundlage des vollen Sagens und Meinens eines Senders stellt also nur den Idealfall von Kommunikation dar, die zugleich als ‚echte‘ Kommunikation gilt.

„Aber diese ideale Hypothese scheint mir unannehmbar. Nicht so sehr aufgrund irgendeines faktischen Zufalls, der immer [...] diese ideale und in gewisser Weise juristische Situation ‚korrumpiert‘, kontaminieren, parasitieren kann. Sondern weil die Struktur des Zeichens [marque] selbst (zum Beispiel das Minimum an erforderlicher Iterabilität) die Hypothese der Idealisierung verbietet, nämlich die Entsprechung eines meaning zu sich selbst, eines saying zu sich selbst, des understanding zu einem geschriebenen oder gesprochenen sentence, zu einem Zeichen [marque] im allgemeinen.“ (Derrida 2001a: 102)

Mit anderen Worten, um es noch einfacher und konkreter zu sagen: Es gibt keine Intention, die ganz bei sich ist, die die Zeichen kontrolliert, die das was ausgedrückt wird beherrscht. Es gibt keine Intention, die sagt was sie meint. Meinen und Sagen kann in keinem Augenblick in Eins fallen, identisch sein. Die Intention (und in der Folge das Gemeinte und Gesagte, Geschriebene, Ausgedrückte) ist von Anfang an – durch das was Derrida Iterabilität nennt, ein Strukturmerkmal des Zeichens, seine Wiederholbarkeit und in dieser Wiederholbarkeit ‚gleichzeitige‘ Andersheit – gespalten und nicht in ihrem vollen ‚Selbstbesitz‘, also enteignet. Der Unfall – also das jemand nicht sagt was er meint oder jemand das Gesagte nicht so hört wie es gemeint war – ist folglich gar kein Unfall. Der Unfall ist vielmehr der Fall.⁵⁷ „Und das mis der misunderstandings, über welche wir uns hier un-

57 Dieser Schluss hat weitreichende Folgen für die Kommunikation wie sie in der Literatur zur Lernberatung entwickelt wird, die gerade den Unfall auszu-

terhalten oder welcher wir uns hier beschuldigen, muß seine wesentliche Möglichkeitsbedingung in der Struktur der Zeichen [marque] haben.“ (Derrida 2001: 103) Diese Aussage gilt für jede Markierung, für jedes Zeichen und damit auch für den Sprechakt.

Damit kommen wir zur zweiten Möglichkeit. Erinnern wir uns daran, dass die erste Möglichkeit die war, dass ein Autor/Sprecher/Subjekt sagt was er oder sie meint. Die zweite Möglichkeit geht nun dem ‚UnFall‘ nach, der, aus der Perspektive der ersten Möglichkeit, Abweichung. Sie wird von Searle auch ‚Korruption‘ genannt, mit dem Lesehinweis, dieses Wort nicht normativ aufzufassen. „Eine ‚immer mögliche‘ Korruption kann nicht ein äußerlicher Zufall oder Unfall sein, der die ursprüngliche und reine Struktur überrascht, die von dem, was ihr so geschieht, gereinigt werden könnte.“ (Derrida 2001a: 125) Das bedeutet aber in der Folge, dass schon der ‚ideal‘ genannten Struktur dieser ‚Unfall‘ immanent ist. „Diese Möglichkeit gehört zu den notwendigen Zügen der sogenannten Idealstruktur.“ (Ebd.: 125) Die Korruption der Idealstruktur ist also jederzeit und an jedem Ort denkbar. Damit gehört diese Möglichkeit strukturell dieser Idealstruktur an. Eine Darstellung und Analyse dieser ideal genannten Struktur kann folglich diese Möglichkeit nicht einfach ausschließen, sondern sie muss den ‚Unfall‘ systematisch einschließen.

In den Lernberatungskonzeptionen wird die Lernberatungskommunikation genau so modelliert: Die Korruption der Kommunikation (z.B. Nicht-Freiwilligkeit) wird als ‚immer mögliche‘ anerkannt, dann aber ausgeschlossen, zugunsten der ‚idealen‘ schematisierten Beratungssituation, die so herzustellen ist, dass der sogenannte Klient ohne Vorbehalte offen sprechen kann, damit er das äußert was er wirklich denkt (vgl. hierfür ausführlich Kapitel 8). Und natürlich stellt sich die Frage, wie Lernberatungskommunikation beschrieben werden kann, wenn ihr der UnFall systematisch wieder eingeschrieben werden soll? Diese Einschreibung verdankt sich der doppelten Geste der Dekonstruktion.

6.8 Die doppelte Geste der Dekonstruktion

Die doppelte Geste der Dekonstruktion wurde in den letzten Abschnitten schon mehrfach vorgeführt. Die Dekonstruktion als schon im Werk am Werk seiende, dezentriert das jeweilige Zentrum von Struktur. Dabei meint Dezentrierung aber nicht die nachträgliche Entfernung eines schon vorhan-

schließen versucht, um den Idealfall herzustellen, dass die zu Beratende sagt was sie meint und der Berater hört was gesagt und in der Folge gemeint wurde. Ein Effekt der Iterabilität der Zeichen zeigt sich also darin, dass das Subjekt als präsent auch in der Lernberatung nicht erscheint.

denen Zentrums. Es ist also nicht eine Bewegung gemeint, die der Struktur erst ‚angetan‘ werden müsste.

„Wenn die Struktur in ihrer jeweiligen Gestalt/Ordnung nicht durch ein außerstruktureles Prinzip festgehalten wird – und sie wird es nicht –, dann ist alles Struktur, und alle Strukturalität ist ein unendliches Spiel von Differenzen [...] Wenn Derrida nun sagt: ‚Alles ist Struktur‘, so meint er nicht: alles ist Taxonomie, sondern: Jeder Sinn und jede Bedeutung und jede Weltansicht sind im Fluß, nichts ist dem Spiel der Differenzen entzogen, es gibt keine an und für sich und für alle Zeit geltende Interpretation des Seins und der Welt.“ (Frank 1984: 85)⁵⁸

Interpretieren heißt dann nicht mehr unter einer Textoberfläche das Eigentliche, die Idee, den Kern des Textes herauszuarbeiten. Wenn also die Interpretation eines Textes nicht mehr auf dessen geschlossene Totalität zielt, dann ist es die Funktion von Interpretationen ‚Supplemente‘ herzustellen, also einen Ersatz und zugleich einen Zusatz zum Text. Dieses ‚Supplement‘ kann dabei nicht von Dauer sein, da sie kein ‚Ausweis‘ des Textes ist. Die Interpretation wurde nicht im Text gefunden, sondern an ihm und mit ihm erfunden. Es wurde vorgeschlagen, mithilfe der Dekonstruktion einen bestimmten Gegenstand zu untersuchen. An dieser Stelle kann deutlich geworden sein, dass der vorhergehende Satz Dekonstruktion ‚missversteht‘. Dieser Satz unterstellt, dass man sich einem Gegenstand nähern könnte, indem man diesen mit der Dekonstruktion bearbeitet. Das, was mit Dekonstruktion bezeichnet wird, insofern sie als Methode oder Verfahren der Textkritik bezeichnet wird beruht meines Erachtens auf einem Missverständnis hinsichtlich des Status von Dekonstruktion.⁵⁹ Wir können vielleicht davon sprechen, in der Lektüre bestimmte Texte, bestimmte Aussagen, bestimmte Themen zu dekonstruieren. Die Dekonstruktion aber kommt nicht von außen an einen Gegenstand, sondern verdankt sich der Strukturalität der Struktur. Die dekonstruktive Lektüre zielt darauf der Strukturalität der Struktur, wo sie zu unterbinden versucht wird, zu ihrem Recht zu verhelfen. „Einen Diskurs dekonstruieren heißt aufzeigen, wie er selbst die Philosophie, die er vertritt, bzw. die hierarchischen Gegensätze, auf denen er ruht, unterminiert, indem man die rhetorischen Verfahren nachweist, die die angenommene Basis der Beweisführung, den Schlüsselbegriff oder die Voraussetzung erst schaffen.“ (Culler 1988: 96)

In den ‚Mémoires‘ äußert sich Derrida hinsichtlich einer Aussage von Paul de Man zum Status von Dekonstruktion. „Die Texte dekonstruieren

58 Diese Feststellung erscheint erstaunlich banal. Sie erscheint so banal, dass die Aufregung, die sie verursacht hat, dass die Angriffe, denen sie ausgesetzt war, um so unverständlicher erscheinen.

59 Die Frage nach dem Status von Dekonstruktion wurde in den letzten vierzig Jahren unterschiedlich beantwortet. Sie wird und wurde auch als Methode verstanden (vgl. hierzu z.B. Münker und Roesler 2000: 140 ff.).

sich (selbst) aus sich heraus; es reicht aus, den Text an „sich (selbst“ zu erinnern.“ (Derrida 1988a: 167)⁶⁰ Royle bezieht sich auf diese Stelle und verbindet diese mit der Frage nach dem Status von Dekonstruktion. Er weist darauf hin, dass die Dekonstruktion weder Methode, noch Werkzeug oder Technik zur Analyse von Texten ist. Dekonstruktion wird einem Text nicht zugefügt. Es geht also, bezogen auf unseren Gegenstand, nicht darum die Texte zur Lernberatung zu dekonstruieren. Vielmehr sind diese Texte schon „in deconstruction“ (vgl. Royle 2003: 8). Dekonstruktion ist also keine Kraft oder Macht, die von Außen angreift, sondern sie ist der immer schon vorhandene Fremdkörper im Körper. Sie ist das andere im Gleichen.⁶¹ Dekonstruktion ist nicht nur nicht einfach eine Methode, sondern „Dekonstruktion ist nicht, was Du denkst. Aber das man denkt könnte schon Dekonstruktion sein“ (Bennington o.J.). Der Grund dieser Schwierigkeit kann an bestimmten ‚Konzepten‘ beschrieben werden. Die Namen dieser ‚Konzepte‘, die eben nicht einfach die zentralen Begriffe poststrukturalistischer Theorie á la Derrida kennzeichnen, sind z.B. la *différance*, Supplement, Pharmakon, Iterabilität, Dissemination, Spur oder Asche⁶² ... Diese drei Punkte stehen hierbei für weitere Begriffe, die je nach Perspektive ‚zentral‘ werden können und einen Platz in der Kette dieser Aufzählung erhalten. Solche Begriffe können sein: Arché, Urschrift, Gramma ...

Das Wörterbuch der philosophischen Grundbegriffe (1998) geht davon aus, dass mithilfe der Dekonstruktion folgende Fragestellung fokussiert werden kann:

„Wie läßt sich etwas von der Tradition Unterschiedliches denken, wenn das eigene Denken selbst durch diese Tradition geprägt ist? Da nach Heidegger und Derrida eine andere Sprache als die traditionelle nicht zur Verfügung steht, bedarf es einer polyvalenten Interpretation, welche verschiedene mögliche Lesarten aufdeckt, ohne sich auf eine tradierte herrschende Auslegung festzulegen.“ (Wörterbuch der philosophischen Grundbegriffe 1998: 137 f.)

Einen Hinweis über die ‚Natur‘ der Dekonstruktion liefert Royle, indem er zeigen kann, dass Derridas Texte, Texte sind, die beschreiben und verwandeln zugleich (vgl. Royle 2003: 22). Eine dekonstruktive Lektüre vollzieht damit eine doppelte Geste. Diese doppelte Geste ist nicht zufällig. Geht Derrida doch davon aus – und führt dies in seinen eigenen Lektüre-Texten immer wieder vor –, dass das westliche Denken, als ein zentrierendes, an Prinzipien organisiertes, ein Denken ist, das von (seinem) Anfang an immer schon ‚gerichtet‘ ist. Jedes Zentrum, jedes Prinzip versucht die Elemente

60 Derrida weist hier darauf hin, dass man sich über die Bedeutung des ‚sich (selbst)‘ verständigen müsse.

61 Für einen Überblick über die Diskussion zur Dekonstruktion vgl. z.B. Culler 2003 bzw. Zima 1994.

62 Vgl. zum Begriff ‚Asche‘, Derrida 1998: 221.

einer Struktur als Differenzen zu organisieren und damit in einer bestimmten Ordnung auszurichten. Da dieses Denken ein Denken in Oppositionen ist, bedeutet diese ‚Ausrichtung‘ auch eine Markierung der Opposition, das heißt innerhalb dieser Oppositionen setzt sich eine Hierarchie durch, wird eine Seite die privilegierte sein.

„Was mich damals interessierte und was ich jetzt auf anderem Weg fortzusetzen versuche, ist eine Art *allgemeine Strategie der Dekonstruktion* und zugleich eine ‚allgemeine Ökonomie‘. Diese müßte es ebenso vermeiden, die binären Gegensätze der Metaphysik einfach nur zu *neutralisieren*, wie auch sich einfach in dem geschlossenen Feld dieser Gegensätze *anzusiedeln* und sie somit zu bestätigen [...] Eine Dekonstruktion des Gegensatzes besteht zunächst darin, im gegebenen Augenblick die Hierarchie umzustürzen. Wer diese Umbruchphase vernachlässigt, übersieht die konfliktgeladene und unterwerfende Struktur des Gegensatzes. Wer zu rasch, und ohne den vorangegangenen Gegensatz im Auge zu behalten, zu einer *Neutralisierung* übergeht, die das frühere Feld *praktisch* intakt läßt, nimmt sich jede Möglichkeit, dort tatsächlich *einzugreifen*.“ (Derrida 1986: 87 f.)

Die doppelte Geste der Dekonstruktion besteht nun darin, diese Markierung und den Grund dieser Markierung in das Kalkül ihrer Analyse mit einzubeziehen. Das meint, dass deren Status auf dem ‚Grund‘ der *différance* untersucht wird. Und das meint, dass dieser Status umgeworfen wird zugunsten und auf die Seite des Marginalisierten.

